HARTMUT SCHMIDT

Traditionen des Formulierens: Apposition, Triade, Alliteration, Variation¹

Abstract

Der Vortrag macht an einigen exemplarischen Bereichen auf sich wandelnde Formulierungsgewohnheiten der jüngsten Sprachgeschichte aufmerksam. Knapp behandelt werden zunächst auffällige Gebrauchsänderungen von engen Appositionen, nachgestellten Adjektivattributen, iterativen Triaden und Alliterationen. Genauer ausgeführt wird die – vor allem, aber nicht nur in Medientexten – immer intensiver genutzte Technik des anspielenden, variierenden Zitierens, die zur Ausbildung eines wachsenden Vorrats an Formulierungsmustern führt, die – als Halbfertigprodukte – durch einfache Variationstechniken den aktuellen Zwecken angepaßt werden können.

Eine germanistische Sprachwissenschaft, die sich mit der deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts befasst, kann die Sprachwirklichkeit der letzten 100 Jahre nicht undifferenziert als eine allen Zeitgenossen gemeinsame (und genügend bekannte) „deutsche Gegenwartssprache“ voraussetzen. Diese Sprachwirklichkeit ist in sich vielfältig gegliedert und ihre Träger machen vom mehr oder weniger gemeinsamen Fundus einen höchst unterschiedlichen Gebrauch. Man kann diesen unterschiedlichen Gebrauch im Wandel des bevorzugten Wortschatzes, im Wandel grammatischer Regeln oder im Wandel von Kommunikationsgewohnheiten festzumachen versuchen. Das Ziel dieses Vortrags ist es, auf einen bestimmten Ausschnitt sich entwickelnder Formulierungsgewohnheiten aufmerksam zu machen, nicht auf die wechselnde Bevorzugung und Ausprägung einzelner Wörter, sondern auf den Gebrauch von Syntagmen. Freude an Formulierungstechniken und Spaß am Zitieren und an der variierten Wiederholung besitzen linguistische und sprachgeschichtliche Bedeutung. Ich werbe für

---

¹ In die Druckfassung des Vortrags wurden Zeitungsbelege bis zum April 1997 eingearbeitet.

einen Erweiterungsbereich der klassischen Lexikographie und Lexikologie, für die großzügigere Berücksichtigung sprachlicher Techniken der Medien, der Literatur- und Alltagssprache, die zur Ausbildung mehr oder weniger stabiler und also auch modischer Formeln führen. Um einen solchen Ansatz – im Gesamtrahmen einer historisch interessierten Phraseologie- und Formulierungsforschung – auch forschungsgeschichtlich zu begründen, verweise ich auf das Einleitungskapitel von Otto Jespersens 'Philosophy of Grammar' (1924); ich halte Jespersens Unterscheidung von Formeln ('formules') und freien Formulierungen ('free expressions') weiterhin für grundlegend, und auch die Schwierigkeiten der Abgrenzung zwischen formelhafter und freier Sprache, auf die Jespersen aufmerksam macht, bieten nach meiner Überzeugung bis heute ungelöste und anregende Problemstellungen, darunter durchaus auch Problemstellungen, die in Ansätzen zur Ausarbeitung einer „Theorie des Formulierens“ noch der Lösung harren. An Jespersen knüpfen die neuesten einschlägigen Arbeiten von Stephan Stein (1995), Hans Ruef (1995) und Helmut Feilke (1996) in unterschiedlicher Deutlichkeit wieder an. Genauere Grundlagen für den Kernpunkt unserer Darstellung (s. die Abschnitte 5–7) sind im Handbuch der Phraseologie (Burger/Buhofer/Sialm 1982) gelegt. Übergänge zu den Hauptrichtungen der Phraseologieforschung bietet Fleischer (1982). Interessante Berührungspunkte mit den Strategien der reformulierenden Bezugnahme auf vorausliegende öffentliche Texte ergeben sich aus Steyer (1997). Ein „Programm einer Theorie des Formulierens“, das als „Rekonstruktion der Handlungsweise FORMULIEREN“ definiert wird (Antos 1982, S. 33), sollte sich für Fragen wechselnder Formulierungsstile und -tendenzen und für die Berücksichtigung stabiler oder variabler Satzbau- steine (Stereotype, Klischees) großzügig öffnen. Für die 'allmähliche Verfertigung der Gedanken' während des Äußerungsprozesses nutzen wir nicht nur bei gedankenlosem Routinesprechen im Sprachgedächtnis haf- tende tradierte Wortgruppen, teils unverändert, teils syntaktisch einge- passt, teils stärker (z. B. lexikalisch) abgewandelt. Wir tun dies auch in sorgfältig reflektierten Realisierungen kreativer Sprache. Und wir nutzen für unsere eigenen Äußerungen auch sehr routiniert modische syntakti- sche Muster (vgl. die Abschnitte 1–4). Nach der knappen Behandlung ein- iger Beispiele aus dem Bereich modischer Attributgruppen, iterativer Triaden und Alliterationen werde ich etwas genauer auf Techniken des Zitierens, insbesondere die Variation von Zitaten und daraus entstehende Variationsstereotype, Anspielungsmuster oder eben offene Formulie- rungsklischees eingehen. Es sollte deutlich werden, dass sich formulie- rungsgeschichtliche Untersuchungen nicht auf die Betrachtung der Lexik beschränken können, dass sie es vielmehr mit einem ziemlich differen- zierten Komplex lexikalischer, grammatischer und textueller Gegebenhei- ten und mit Änderungen solcher Gegebenheiten zu tun haben.

1. Asyndetische, „enge“ Appositionen

Zeit ist Geld, auch Formulierungen müssen kurz und knapp sein. Syntaktisches Drumherum ist verzichtbar. Das ist die Stunde der engen Appositionen, der als Namen oder namenartig an ein Substantiv angefügten Nominalattribute: *Haus Europa*, *Standort Deutschland*, *Aufschwung Ost*, *Leitbild Kultur*, *Faszination Natur*, *Unternehmen Zukunft*. Derartige Benennungen sind zwar nicht neu, aber erst seit wenigen Jahren treten sie modisch extrem gehäuft auf. Im Sammelband von Valentin (1992) werden sie nur ganz am Rande erwähnt (S. 9). Deutlich ausführlicher – nach den Prinzipien der X-bar-Syntax – behandelt werden die engen Appositionen bei Lawrenz (1993, S. 13 ff.). Bezeichnend ist, dass diese Bildungen noch in Teuberts Analyse der Valenz des Substantivs, die auf Untersuchungsmaterial bis zum Jahr 1979 beruht, „zumeist durch geographische und Personennamen aktualisiert“ werden (Teubert 1979, S. 142). Andere Realisierungen erschienen damals noch völlig isoliert. Dieses Bild hat sich spätestens in den neunziger Jahren drastisch verändert, die Anfänge liegen früher.

Im Ersten Weltkrieg war Hindenburg *Oberbefehlshaber Ost*, das von ihm kontrollierte Gebiet hieß *Ober Ost*. Seine Presseabteilung gab 1917 einen dicken Band heraus „*Das Land Ober Ost*“. Schon in der Nazizeit wurde die *Festung Europa* geboren (vgl. [1943] Th. Mann 1956, S. 704); sie hat sich inzwischen zum *Haus Europa* und letztlich sogar zur *Heimat Europa* ([V. Havel vor dem deutschen Bundestag] NZZ, 25.4.97, S. 3) abgerüstet. Aus dem Zweiten Weltkrieg erinnern wir uns an die *Organisation Todt*, das *Unternehmen Barbarossa*, die *Heeresgruppe Mitte* oder die *Hauptabteilung Umsiedlung* (Sereny 1997, S. 268). Die Nachkriegsjahre hielten militärisch knappe Benennungen solcher Art im Gedächtnis und im Gebrauch. Die Wiedervereinigung schenkte uns dann die Formel *Aufschwung Ost* und löste damit eine Benennungswelle aus. In den Medien begann es sehr schnell zu wimmeln, als sei es das Wichtigste, die eben überwundene staatliche Zweiteilung mit neuem Anstrich zu stabilisieren: *Abgrenzung Ost* (Wochenpost, 29.8.96, S. 12), *Wohngeld Ost* (Wochenpost, 22.8.96, S. 7), *Landwirtschaft Ost* (Tagesspiegel, 24.1.97, S. 3), *Einkaufsoffensive Ost* (Spiegel, 19.12.96, S. 3), *Schulterschluß Ost* (Tagesspiegel, 27.9.96, S. 4) und sogar *Sonderkonjunktur Ost* (Berl. Ztg., 26.9.96, S. 5) oder *Aufbruch Ost* (Wochenpost, 30.5.96, S. 16) und daneben dann *Landwirtschaft West* (Tagesspiegel, 24.1.97, S. 3), *Bauer West* (Tagesspiegel, 24.1.97, S. 3), sogar *Kaderschmiede West* (Wochenpost, 18.7.96, S. 48 f.) oder *Absturz West* (Tagesspiegel, 19.2.97, S. 3) und *Volkszorn West* (Tagesspiegel, 1.4.96, S. 17). Das wuchert und wuchert und will nicht zusammenwachsen. Aber die Wirksamkeit des Formulierungsmusters bleibt nicht im Ost/West-Konflikt stecken: Im *Modell Bundesrepublik*

(Wochenpost, 4.7.96, S. 10) haben wir den *Bauherrn Demokratie* (Zeit, 5.7.96, S. 37) und die *Baustelle Berlin* (Tagesspiegel, 13.5.96, S. 9), das *Schlachtfeld Arbeitsplatz* (MM, 17.4.96, S. 9) und den *Lebensraum Schule* (Tagesspiegel, 1.4.96, S. 11), die *Faszination Fußball* (Berl. Ztg., 29./30.6.96, S. 12) und den *Treibstoff Dollar* (Zeit, 19.4.96, S. 30), das *Gesamtkunstwerk Sport* (Spiegel, 5.8.96, S. 116), das *Stiefkind Strafvollzug* (FR, 24.9.96, S. 3), den *Streitpunkt Schlechtwettergeld* (Tagesspiegel, 25.3.97, S. 15), den *Treffpunkt Schweiz* (NZZ, 8./9.3.97, S. 25), die *Zufucht Schweiz* (NZZ, 8./9.3.97, S. 61) und den *Mythos Schweiz* (NZZ 1./2.3.97, S. 26), seit Januar 1991 den *Standort Deutschland* (vgl. H. Schmidt 1997b, S. 41 ff.) und inzwischen auch das *Standortrisiko Manager* (Zeit, 19.4.96, S. 32), die *Selbstbedienung Treuhand* (Zeit, 16.8.96, S. 17) und den *Tatort Sexshop* (MM, 15.8.96, S. 13 [übrigens in Mannheim]), schließlich das *Unternehmen Kirche* (MM, 8.5.96, S. 5), und wenn es ganz trostlos wird, das *Abenteuer Nähe* (Zeit, 19.4.96, S. 87). Um das weite Spektrum der Anwendung enger Appositionen zusätzlich zu kennzeichnen, seien Zufallsbelege (meist aus Überschriften) einer einzigen Woche im März 1997 genannt: *Baustelle Deutschland* (Tagesspiegel, 10.3.97, S. 1), die *Dimension Auflehnung* (Spiegel, 17.3.97, S. 234), *Drehkreuz Ostsee* (Ostpreußenblatt, 15.3.97, S. 24), *Feindbild Polizei* (Tagesspiegel, 13.3.97, S. 14), *Die Gefahr Arbeitslosigkeit* (Junge Welt, 15./16.3.97, S. 6), *Kunststück Zukunft* (Zeit, 14.3.97, S. 49), *Modell Bundesrepublik* (SZ, 15./16.3.97, Beil. I), *Das Modell Schweden* (Tagesspiegel, 19.3.97, Beil. S9), *Müllhalde Weltall* (Rhein-Neckar-Ztg., 15./16.3.97, S. 17), *Netzwerk Verkehr* (3 sat, 16.3.97), *Risiko Europa* (Tagesspiegel, 18.3.97, S. 27), *Schauplatz Leipzig* (FAZ, 15.3.97, S. 12), *Zukunftsentwurf Antifaschismus* (Ulrich Schneider 1997 [Buchtitel]). Zur Besetzung der Appositionsstelle können auch Ziffern dienen, so in vielen Inanspruchnahmen der Hoffnung auf das Jahr 2000, von der geplatzten Bewerbung *Olympia 2000* in Berlin bis zu *Brandenburg 2000* (Tagesspiegel, 6.2.97, S. 15), *Modell Germany 2000* (Tagesspiegel, 27.4.96, S. 6), *EXPO 2000* (NZZ, 1./2.3.97, S. 25), *IC 2000* (NZZ, 1./2.3.97, S. 26), sogar *Karriere 2000* (Tagesspiegel, 16.2.97, S. 37), das *Friedenskomitee 2000* (Tagesspiegel, 3.2.97, S. 10) und endlich auch *Frieden 2000*, leider vorläufig nur als Bezeichnung eines Informationsdienstes (Spiegel, 3.2.97, S. 60).

Wollen wir das kreativ modische Element im derzeitigen Aufkommen enger Appositionen genauer erfassen, so müssen wir versuchen, die Beispiele für seit langem etablierte Bildungsmuster beiseite zu lassen. Wir können nach herrschender Meinung die engen Appositionen systematisch in zwei Gruppen einteilen, nämlich in solche, die einen Eigennamen (*mein Freund Paul*) und solche, die eine Maßangabe enthalten (*ein Liter Bier*) (Eisenberg 1994, S. 255). Zwar stellt sich für beide Gruppen die schwie-

rige Frage der wechselnden internen Abhängigkeitsverhältnisse (was ist regierender Kern, was regiertes Attribut, vgl. Eisenberg 1994, S. 256 ff. und schon Paul 1937, S. 288 f.). Aber dieses grammatische Problem hat die modische Zunahme der Verwendung nicht behindert. Diese heute zu beobachtende radikale Öffnung eines alten grammatischen Musters hat kaum mit der Gruppe der Maßangaben zu tun, betrifft aber die Gruppe der Namen-Appositionen und einen Erweiterungsbereich, der mit diesen offenbar in einem interessanten, wenn auch etwas undeutlichen Zusammenhang steht. J. Erben hat früh darauf aufmerksam gemacht, dass vor jetzt reichlich 60 Jahren schon Arthur Hübner die neue Formulierungstendenz in Fällen wie *Elektrizitätswerk Mark* auffällig fand, „die Neigung, auf Beugungs- und Ableitungsmittel mehr und mehr zu verzichten, der Hang, die Wörter wie rohe Blöcke nebeneinander zu fügen“ (Hübner zit. durch Erben 1958, S. 92). Dieser Prozess hat ganz offensichtlich in den letzten Jahren erneut an Intensität gewonnen.

Lassen wir aus unserer Beispielliste alle eindeutigen Namenappositionen (einschließlich der Namen der Himmelsrichtungen *Ost*, *West*) beiseite, so bleiben mindestens Fälle wie *Hauptabteilung Umsiedlung*, *Bauherr Demokratie*, *Schlachtfeld Arbeitsplatz*, *Lebensraum Schule*, *Faszination Fußball*, *Treibstoff Dollar*, *Gesamtkunstwerk Sport*, *Stiefkind Strafvollzug*, *Streitpunkt Schlechtwettergeld*, *Standortrisiko Manager*, *Selbstbedienung Treuhand*, *Tatort Sexshop*, *Unternehmen Kirche*, *Abenteuer Nähe*, *Dimension Auflehnung*, *Feindbild Polizei*, *Gefahr Arbeitslosigkeit*, *Kunststück Zukunft*, *Müllhalde Weltall*, *Netzwerk Verkehr*, *Zukunftsentwurf Antifaschismus* und die Reihe der Zweitausender übrig. In mehreren Fällen liegt die Möglichkeit einer unkomplizierten Ausweitung der Gruppe der Namenappositionen (hier mit fingierten Beispielen) auf der Hand: *Bauherr Demokratie* < *Bauherr Meier*, *Stiefkind Strafvollzug* < *Stiefkind Erna*, *Tatort Sexshop* < *Tatort Mannheim*, *Unternehmen Kirche* < *Unternehmen Müller und Söhne*, *Feindbild Polizei* < *Feindbild Großdeutschland*, *Lebensraum Schule* < *Lebensraum Brandenburg*, *Müllhalde Weltall* < *Müllhalde Kleckersdorf*. Doch die Fülle der täglich hinzutretenden Beispiele macht deutlich, dass die Grenzen der tradierten Operationsbereiche der Appositionen längst überschritten sind. Die Möglichkeiten der Bildung enger Appositionen erlauben inzwischen sogar Formulierungen mit Adjektivattribut in der Appositionsfuge, so das aus DDR-Zeiten bekannte Bürokratenwort *Waren täglicher Bedarf* (z. B. *Großhandelsgesellschaft* „*Waren täglicher Bedarf*“ [ND, 31.3.69, S. 6]) oder neuere Benennungen wie *Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik* (Junge Welt, 15./16.3.97, S. 3). Während sich der zuletzt genannte Fall leicht auf das Muster „Name“ bzw. „Thema“ (*Alternative Wirtschaftspolitik*) und „benannte Größe“ (*Arbeitsgruppe*) zurückführen lässt, sind die internen Beziehungen in anderen Fällen komplexer: ein *Reformprojekt Berufliche Bildung*

(Tagesspiegel, 17.4.97, S. 1) enthält das „Thema“ (*Berufliche Bildung*), vermittelt aber zugleich die für diese Benennung vermutlich wichtige Aussage, dass das Thema ein Reformprojekt sei (während die *Alternative Wirtschaftspolitik* keine „Arbeitsgruppe“ ist, sondern nur deren Gegenstand).

2. Nachgestellte Adjektivattribute (und vergleichbare Konstruktionen)

Die Substantivmode, die natürlich zur Gebrauchseinschränkung anderer grammatischer Modelle führt, steht in enger Beziehung mit ähnlichen Tendenzen im Bereich der Adjektivattribute. Auch hier gewinnt die über lange Zeit eher altmodische flexionslose Koppelung von Bezugswort und Attribut seit wenigen Jahren geradezu dramatischen Zuwachs. Wir sind in germanistischen Beispielsammlungen nun nicht mehr auf das alte *Röslein rot*, den Aufenthalt *bei einem Wirte wundermild* oder andere poetische Hervorbringungen angewiesen (vgl. Erben 1958, S. 110; Marschall 1992, S. 72 f.; Zimmer 1997, S. 79). Ein sich langsam ausdehnender Kreis von ursprünglichen Fremdwörtern und vorerst noch ganz wenige einheimische erweitern unsere Ausdrucksmöglichkeiten, vorläufig vorzugsweise in Überschriften:

Kultur analog (Kultur News, Febr. 1997, S. 18),
Deutschland brutal (Berl. Ztg., 26.6.96, S. 35),
Einstein digital [Software für Windows] (Tagesspiegel, 13.11.96, S. 30),
Urlaub exklusiv (Zimmer 1997, S. 79),
Fusion frontal (Tagesspiegel, 6.5.96, S. 14),
Golf kompakt (Tagesspiegel, 28.9.96, S. 6),
Kultur light (taz, 8./9.3.97, S. 25),
Entnazifizierung light für Publizisten (taz, 9.7.96, S. 12),
Ökonomie paradox (Zeit, 4.10.96, S. 24),
Schubert philharmonisch (Tagesspiegel, 24.5.96, S. 23),
Ahnungslosigkeit pur (Tagesspiegel, 27.4.96, S. 14) oder auch
Erotik pur (Berl. Ztg., 20./21.7.96, S. 47),
Kino total (MM, 22.5.96, S. 40),
Tango totalitär (Spiegel, 6.1.97, S. 144);
 aber eben auch: *Apocalypse flau* (Tagesspiegel, 20.2.97, S. 26),
Schizophrenie schrill (Tagesspiegel, 19.4.97, S. 19),
Klassik schwul (Berl. Ztg., 19.2.96, S. 25),
Erlösung fünf [das 5. Evangelium] (FAZ, 15.3.97, S. 35),
Aerobic meisterlich (Berl. Ztg., 16.4.97, S. 19 [Bildunterschrift]),
Kunst satt (MM, 21.7.96, S. 1) und sogar
Arbeitsplätze satt (Berl. Ztg., 30./31.3.96, S. 4).

Damit ist eine modische Formulierungstendenz im Begriff, die grammatische Eiszeit für nachgestellte unflektierte Adjektive tatsächlich zu beenden, wobei die Frage nach der syntaktischen Qualität der nachgestellten Elemente aber unterschiedlich zu beantworten ist und genauerer Behandlung bedarf, als das hier möglich ist. Von den ungewohnten Nachstellungen muß heute ein besonderer Reiz ausgehen, so als hätten wir sie lange entbehrt. Sie knüpfen historisch natürlich nicht einfach ans *Röslein rot* und seine Konstruktionsverwandten an, aber sie füllen, wie man so schön sagt, offensichtlich eine Lücke. G. R. Marschall hat vor fünf Jahren mit Anführung zahlreicher Beispiele darauf aufmerksam gemacht, dass Adjektivnachstellungen schon immer vor allem in poetischer Sprache begegnen, zunehmend aber auch in der „Sprache von Warenverkehr, Handel, Werbung und Konsum“ (1992, S. 72). Offenbar gilt diese Beschränkung in der Sprache der Medien bereits heute nicht mehr (zur grammatischen Bewertung vgl. auch Lawrenz 1993, S. 170 f.).

Die neueste Tendenz zur Nachstellung von Adjektiven in bestimmten Funktionen und Texten hat eine auffällige Parallele etwas älteren Datums. Spätestens um die letzte Jahrhundertwende gewann die Adjektivnachstellung ihren Platz auf deutschen Speisekarten. Heute sind Adjektivnachstellungen hier gang und gäbe (*Huhn indisch, Fischfilet gebacken, Schollenfilet „Panier“* vs. *Bunter Salat, Grüne Nudeln, gefüllte Paprikaschote, Glacierte Karotten*; alle Beispiele aus der Mannheimer Post-Kantine, 1997). Über den Stil von Speisekarten und Menüempfehlungen um 1900 belehrt uns Blüher (1907). Seine reichen Beispielreihen zeigen sehr klar, dass die Adjektivnachstellung zum Jahrhundertbeginn auf deutschen Karten zwar noch selten war, aber, wohl angeregt durch das auch in Deutschland damals weithin übliche Restaurantfranzösisch, als potentielle Stellungsvariante praktiziert wurde. Bevorzugte deutsch / französische Formulierungsvarianten waren: *Römischer Salat / Salade romaine* (Blüher 1907, S. 356); *Geschmortes Hähnchen / Poulet braisé* (S. 355); *Gebatene pommersche Gans / Oie de Pommeranie rotie* (S. 396). Daneben begegnen nachgestellte (oft noch durch ein Komma abgehobene) prädikative Partizipien, denen im Französischen allerdings meist Präpositionalphrasen entsprechen: *Steinbutt, verkrustet / Tourbot au gratin* (S. 356); *Aal, blaugesotten / Anguille en bleu* (S. 369), bzw. *au bleu* (S. 389); *Rentier-Rücken, gebraten* (S. 456, ohne französisches Pendant). Aus solchen Gebrauchsweisen entwickeln sich nachgestellte Attribute, die vorzugsweise die Herkunft oder die Zubereitungsart bezeichnen: *Aal grün* (S. 448), *Aal blau* (S. 436), *Karpfen blau* (S. 437), *Forelle blau* (S. 442), *Poularde kalt* (S. 481), *Kalbsleber naturel* (S. 509), *Leber sauer* (S. 513), *Karpfen polnisch* (S. 500), *Hammel-Keule bretonisch* (S. 355), *Roastbeef englisch* (S. 513), *Rheinlachs geräuchert* (S. 485), *Kalbsbries gebacken* (S. 502) oder auch *Brötchen illustriert* (S. 511). Es ist auch in diesen Fällen nicht

immer leicht zu entscheiden, ob die nachgestellten Elemente wie z. B. in *Leber sauer* eher prädikativ (< die Leber ist sauer) oder eher adverbial (< die Leber ist auf saure Art zubereitet) zu deuten sind; vgl. *Ahnungslosigkeit pur* (< die *Ahnungslosigkeit* ist *pur*) und *Aerobic meisterlich* (< *Aerobic*, *meisterlich* dargeboten). Die Adjektivnachstellung auf Speisekarten hat sich – trotz unterschiedlicher funktionaler Charakterisierung – im 20. Jahrhundert als stabile Stellungsvariante fest etabliert. Einer Textsorte von so weiter öffentlicher Geltung ist durchaus zuzutrauen, dass sie die Adjektivnachstellung in anderen modischen Anwendungen wenn nicht angeregt, so doch erheblich gestützt hat. Eine wichtige andere Domäne nachgestellter Attribute bilden Inventarlisten, Angebotsverzeichnisse und dergleichen. Hierher gehören wohl auch einzelne Beispiele in Grammatiken: Jung (1980, S. 145) nennt *Salz, lose / Stahl, gewalzt / Strömungskupplungen, regelbar, drehmomentbegrenzt*, Helbig/Buscha (1984, S. 598) machen auf die Sprache von Zeitungsinseraten aufmerksam und bieten *Kalbfellmantel, schwarz, neuwertig*. Diese Fälle zeigen, dass heute nicht nur in Speisekarten, sondern auch in anderen listenähnlichen Texten auf die Gegenstandsbenennung (z. B. in Form alphabetisch geordneter Substantive) jeweils die spezifizierenden Attribute folgen. Engel nennt in einer Reihe *Campari bitter, Henckell trocken, Racke rauchhart* und fährt fort mit Beispielen wie *Aral Super, Benzin bleifrei, Golf Diesel, Opel Ascona*, um den Kreis mit *Putzenschenkel bratfertig* wieder zu schließen. Sein zusammenfassendes Urteil lautet: „Es handelt sich hier möglicherweise um eine Tendenz, die sich längerfristig als gleichberechtigte Alternative durchsetzen wird [...] eine Generalisierung kann [...] nicht mehr ausgeschlossen werden“ (Engel 1991, S. 612 f.). Zwar ist diese Generalisierung noch nicht eingetreten, aber auch die hier beobachtete Entwicklung hat an Tempo gewonnen und ihren Einzugsbereich in jüngster Zeit nochmals ausgeweitet.

3. Iterative asyndetische Triaden

Unsere dritte Formulierteknik, die Triade, hat tatsächlich ehrwürdige Ursprünge, Ursprünge, die nichts mit deutscher Sprachgeschichte zu tun haben: *Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth* heißt es bei Jesaja 6,3, mit der Dreizahl auch im Urtext. *Words, words, words* antwortet Hamlet dem Polonius auf die Frage, was er lese (Hamlet II, 2); *Seid einig – einig – einig!* verlangt Schillers Attinghausen (Wilhelm Tell IV,2). Hier herrscht ein über-einzelsprachliches Prinzip, das sogar für den Teufel gilt: *Du mußt es dreimal sagen* verlangt Mephisto, als Faust sein *Herein* nur einmal wiederholt hat (Faust v. 1531). In der Phraseologieforschung haben Dreierformeln bisher deutlich geringeres Interesse als die Zwillingsformeln gefunden (vgl. Pilz 1981, S. 81 f.; Fleischer 1982, S. 111–115; Bur-

ger/Buhofer/Sialm 1982, S. 37f.; Palm 1995, S. 46–48). Das liegt wohl daran, dass Drillingsformeln aller Art – also auch unsere Triaden – bisher seltener als Zwillingsformeln historische Stabilität erlangt haben, obwohl sie als Stilfigur wie die Zwillingsformeln exzessiv genutzt werden. Die Beschränkung auf iterative, also wortwiederholende Triaden erfolgt hier aus Gründen der Materialbegrenzung: Die nicht-iterativen Triaden (wie *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* oder *Wein, Weib, Gesang*) folgen ebenfalls einem reich genutzten Formulierungsmuster; sie unterscheiden sich aber auch konzeptuell, weil ihnen das semantische Moment des besonderen Nachdrucks oder auch des Überdrusses, das die iterativen Formeln oft vermitteln, zugunsten des Aspekts der Aufzählung alles Wichtigen in der Regel fehlt. Die Berücksichtigung der syndetischen Varianten (die Verbindung durch – in der Regel – koordinative Konjunktionen) muss hier ebenfalls aus Raumnot unterbleiben.

Lange dümpelte die iterative Triade in deutschen Texten dahin. Wenn der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. seine Landeskinder mit dem Stock prügelte, soll er verlangt haben: *Lieben, lieben, lieben sollt Ihr mich* (Tagesspiegel, 2.12.96, S. 12). Wilhelm II. warf zu Beginn unseres Jahrhunderts den USA vor, ihnen ginge es *lediglich um den Dollar, Dollar, Dollar* (Werner-Kautzsch 1927, S. 210). Auffällig ist die geradezu explosive Steigerung des Triadengebrauchs – und dabei eben besonders der asyndetisch iterativen – in den letzten Jahren. Iterative Substantiv-Triaden können als Frage, als Aufforderung oder als akzeptierendes oder auch ablehnendes Urteil intoniert werden. Sie können – z.B. in Überschriften – satzwertig sein, aber sie können auch Satzgliedfunktion haben und als Wortgruppe ein benennbares semantisches Konzept repräsentieren. Obwohl sie also unterschiedliche Funktionen ausüben können, läuft die gegenwärtige Häufung in der Tat auf ein dominantes semantisches Konzept hinaus, in dem sich ein Krisenbewusstsein aus Unmut, Klage und Forderung zusammenballt. Meine Beispielliste bietet deshalb ein aktuelles Stimmungsbild aus Wirtschaft, Kultur und Lebensalltag, das wird auch ohne weiteren Kontext deutlich. Ein paar Zeitungsbelege des letzten Jahres (1996/97): *Akten, Akten, Akten* (Spiegel, 19.2.96, S. 87), *Arbeit, Arbeit, Arbeit* (BR, 10.3.96 [Fernsehdiskussion]), *Arbeitsplätze, Arbeitsplätze, Arbeitsplätze* (Zeit, 12.7.96, S. 2), *Fahndungen, Fahndungen, Fahndungen* (taz, 27./28.4.96, S. 18), *Forschung, Forschung, Forschung* (Tagesspiegel, 18.3.96, S. 21), *Fragen, Fragen, Fragen* (SZ, 13./14.4.96, S. 22), *Geld, Geld, Geld* (Tagesspiegel, 26.2.96, S. 23), *Kohle, Kohle, Kohle* [=‘Geld’] (Spiegel, 29.7.96, S. 170), *Medaille, Medaille, Medaille* [Olympiahoffnungen] (Spiegel, 29.7.96, S. 162), *Musik, Musik, Musik* (MM, 20.2.97, S. 33), *Ost, Ost, Ost* (Wochenpost, 22.2.96, S. 3), *Profit, Profit, Profit* (MM, 24.5.96, S. 6), *Regen, Regen, Regen* (Tagesspiegel, 15./16.5.96, S. 44), *Scheiße, Scheiße, Scheiße* (Spiegel, 12.2.96, S. 110),

Spaß, Spaß, Spaß (Zeit, 3.1.97, S. 11; MTV-Slogan), *Steuerreduzierungen, Steuerreduzierungen, Steuerreduzierungen* (MM, 23.5.96, S. 39), *Streit, Streit, Streit* (Tagesspiegel, 28.1.97, S. 14), *Tempo, Tempo, Tempo* (Tagesspiegel, 6.3.97, S. 23), *Termine, Termine, Termine* (Tagesspiegel, 19.7.96, S. 3), *Umsatz, Umsatz, Umsatz* (Spiegel, 4.11.96, S. 218), *Verrat, Verrat, Verrat* (Spiegel, 8.1.96, S. 161), *Zahlen, Zahlen, Zahlen* (Tagesspiegel, 8.8.96, S. 24). Um Sigmund Freud zu zitieren: „Der Sprachgebrauch bleibt selbst in seinen Launen irgend einer Wirklichkeit treu“ (Freud 1931, S. 297).

Unsere schöneren Wünsche und Hoffnungen kodieren wir in deutschen Zeitungen und anderen Medien offenbar noch lieber auf Englisch, mit Vorliebe unter Rückgriff auf populäre Texte: *Boys, Boys, Boys* (Tagesspiegel, 19.2.97, S. 21), *Fun, Fun, Fun* (Tagesspiegel, 15.7.96, S. 19), *Girls, Girls, Girls* (Spiegel, 18.3.96, S. 166), *Jobs, Jobs, Jobs* (Zeit, 19.1.96, S. 1), *Love, Love, Love* (Tagesspiegel, 22.7.96, S. 7), *Money, money, money* (Spiegel, 1994, H. 18, S. 196), *Party, Party, Party* (TV Today, 1996, Nr. 15, S. 56). Aber nach der Party auch hier: *Shit, Shit, Shit* (SZ, 20./21.4.96, S. 19).

Das lässt sich fortsetzen für andere Wortarten, vor allem für Verben, Adjektive, Adverbien, Interjektionen und Namen. Die Verb-Triaden sind überwiegend imperativisch gemeint: *arbeiten, arbeiten, arbeiten* ([Wohnungs-]Looser, 1996, H. 4, S. 3), *beten, beten, beten* (MM, 4.3.97, S. 22), *laufen, laufen, laufen* (MM, 30./31.3.96, Beilage, S. 3), *lernen, lernen, lernen* (SZ, 20./21.4.96, Beilage, S. VI), *lesen, lesen, lesen* (Tagesspiegel, 16.2.97, S. 8), *reden, reden, reden* (Berl. Ztg., 1./2.97, S. 50), *sparen, sparen, sparen* (Tagesspiegel, 17.1.96, S. 10), *üben, üben, üben* (SZ, 20./21.4.96, Beilage, S. VII).

Adjektiv-Triaden in intensivierender Funktion begegnen überwiegend in prädikativer Stellung oder als Satzäquivalente: *gut, gut, gut* (Spiegel, 20.5.96, S. 120), *Das ist super, super, super* (MM, 5.8.96, S. 3), *Ja, es war schon traurig, traurig, traurig* ([1970] Die Feuerzangenbowle [Film]), *Sie ist vulgär, vulgär, vulgär* (Berl. Ztg., 31.5.96, S. 3).

Vorwiegend als Satzäquivalente in intensivierender Funktion können auch Triaden von Adverbien und Partikeln erscheinen: *Danke, danke, danke* (Tagesspiegel, 12.8.96, S. 9), *Nein, nein, nein* (Tagesspiegel, 15.7.96, S. 3), *oft, oft, oft* (Tagesspiegel, 28.2.97, S. 25 [Überschrift]), *vielleicht, vielleicht, vielleicht* (Tagesspiegel 17.8.96, S. 3).

Besonders häufig sind Triaden von Interjektionen, Onomatopoetika und interjektionsähnlichen exklamativen Namensrufen: *bum, bum, bum* (Berl. Ztg., 25.7.96, S. 32), *klack, klack, klack* (Wochenpost, 20.6.96, S. 54), *Plop, plop, plop* (Tagesspiegel, 28.6.96, S. 9 [Überschrift]); *hurra, hurra, hurra!* (Tagesspiegel, 9.4.97, S. 22), *Toi, toi, toi* (Berl. Ztg., 23.1.96, S. 19); *Berlin, Berlin, Berlin* (Tagesspiegel, 7./8.4.96, S. 8 [Bildüberschrift]),

Wien!, Wien!!, Wien!!! (Zeit, 28.2.97, S. 48); – *etc. etc., etc.* (MM, 3.4.96, S. 24), *und und und* ([1986] Maltzan 1987, S. 219).

Aus dem Bestand der hier nicht behandelten syndetisch verknüpften iterativen Triaden, erwähne ich nur die alte VW-Käfer-Werbung: *und läuft und läuft und läuft* oder die in den DDR-Jahren aus dem Russischen übersetzte und intensiv zitierte Forderung Lenins aus dem Jahr 1923 *Lernen, lernen und nochmals lernen*, die beide reiche Nachfolge gefunden haben. Auch hier ist eine stilistische Spielerei auf dem besten Wege, sich als stabile Ausdrucksform mit konventionalisiertem semantischem Konzept zu etablieren.

4. Alliteration

Schon die iterativen Triaden erfüllen lautlich die Alliterationskriterien, sie sind sozusagen „rührende Stabreime“. Der Stabreim selbst ist ältestes deutsches Kulturgut, aber auch er hat über Jahrhunderte eher im Verborgenen geblüht. Literarische Zeugnisse in Prosatexten aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts gibt es schon, aber sie bleiben vergleichsweise dünn. 1919 schreibt ein verzweifelter Ernst Troeltsch: *Daß die Rechte auf Restauration, Rache und Rechthabenwollen verzichten lernen könnte, das wäre eines der wichtigsten Mittel der Rettung* (zit. in: Zeit, 24.6.94, S. 31). 1922 publiziert Hans Friedrich Blunck den Titel: *Hein Hoyer. Ein Roman von Herren, Hansen und Hagestolzen*. Carl Schmitt spricht 1925 von der Moderne, dem *Monstrum mit den drei Köpfen [...]: Reformation, Revolution und Romantik* (s. Breuer 1995, S. 52). 1931 veröffentlicht Hans Fallada seine *Bauern, Bonzen und Bomben*. Das ist alles nicht mehr die relativ naive Deutschtümelei von Turnvater Jahns *frisch, fromm, fröhlich, frei* turnenden Schülern aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts, die noch von der Stabreimbegeisterung des gerade reaktivierten Nibelungenliedes getragen war. Das hat auch nicht die Leichtigkeit der besten Stabreimpassagen Richard Wagners: *Winterstürme wichen dem Wonnemond, in mildem Lichte leuchtet der Lenz; auf lauen Lüften, lind und lieblich, Wunder webend er sich wiegt* (R. Wagner, Die Walküre I, 3).

Die Stabreime der 20er und 30er Jahre bilden in der Literatur und Presse durchaus noch keinen dichten Filz, sie schmecken aber einfach zu oft nach Blut und Boden und künstlich erneuertem Germanentum. Aber dann gibt es kurz nach dem Zweiten Weltkrieg einen geradezu eruptiven Neubeginn: Mechthilde Lichnowsky hatte 1913 in Leipzig einen Reisebericht unter dem Titel *Götter, Könige und Tiere in Ägypten* veröffentlicht. Das war keine andere Titeltechnik, als sie Goethe in seiner Farce *Götter, Helden und Wieland* schon 1774 angewandt hatte. Aber mit ihrem Thema und ihrem Titel wirkte die Fürstin Lichnowski auf Ceram (Kurt Marek), der 1949 seinen „Roman der Archäologie“ unter dem Titel *Götter, Gräber und*

Gelehrte herausbrachte. Wolfgang Mieder hat die gewaltige Wirkung dieses Stabreimtittels beschrieben (Mieder 1975, S. 39).

Als ob die Rösser von Wagners Walküren nun endlich vom nationalstischen Stallgeruch befreit und entfesselt worden wären und in die deutsche Medienlandschaft toben konnten, wurde der Stabreim jetzt fast über Nacht zu einem der liebsten Stilmittel der Nachkriegszeit. Alliterationen aus zwei, drei, vier und mehr Gliedern, aus Substantiven, Verben und Adjektiven sind heute täglich in zahlreichen einfachen und kunstvoll verschränkten Varianten zu lesen:

Kapitalismus, *Kohl und Kaviar* (Spiegel, Jub.-Nr. 1997, S. 200),
Luxus, Lage und Legende (Tagesspiegel, 22.1.97, S. 9),
Macht, Masse und Magie (Spiegel, 17.6.96, S. 58),
Pläten, Pläne und Prognosen (Berl. Ztg., 10.9.96, S. 16),
Stecken, Stab und Stangl (Drama von Elfriede Jelinek, s. Zeit, 19.4.96, S. 57),
Tore, Tritte und Tumulte (Tagesspiegel, 4.3.96, S. 9),
Zar, Zimmermann und Zahnarzt (Tagesspiegel, 25.1.97, S. 23).

Sie finden alliterierende Formulierungen vom *Bucher Boten* über den *Mannheimer Morgen* bis zur *Neuen Zürcher Zeitung*, nicht nur im Titel und in den Überschriften, sondern massenhaft auch im Text. Dabei sind die Medien ja nicht in schlechter Gesellschaft. Selbst der alte Thomas Mann notiert in sein Tagebuch Sätze wie den folgenden: „[Artikel:] *Über den [Wahl-]Sieg Adenauers [...]: Sie [die Deutschen] haben wahrscheinlich aus Führerkult u. Wille zum Wohlleben den dritten Weltkrieg gewählt angehalten dazu von Amerika*“ (Th. Mann 1995, S. 147). Nur die Haltung zu diesem euphonischen Textornament ist gebrochen, im Übermaß angewandt, wird es zur Billigware: „Alliteration, ein beliebtes Stilmittel **mittelmäßiger Blattmacher**“ (Tagesspiegel, 20.2.96, S. 19). Ein ungerechtes Urteil, denn nur das Übermaß sollte kritisiert werden. So ist die tägliche Praxis auch des Tagesspiegels: *Waigel-Worte schwächen Währungen* (22.9.95, S. 18), *Brüssel löst Bremsen bei Bus-Fusion* (11.2.95, S. 15), *Trennung der Touristenströme, Marketing für Museen, [...] Venedig zu verkaufen* (22.9.95, S. 25), *Schütze, Schurke, Schlüsselfigur: Mehmet Scholl ist alles in einem* (1.4.96, S. 13). Aber so nicht nur in den Überschriften, sondern auch in den Texten: *Zwei deliziose Detektive im dezenten Designer Dekor, die [...]jauf die Jagd nach Diamanten gingen [...]* (29.9.95, S. 27), *Wer Jahre zwischen Baubuden, Bulldozern, Betonbrocken und Baggern an Bauzäunen vorbeibalancierte, konnte schon mal den Glauben an Phönix' Auferstehung aus dem Bauschutt verlieren* (29.2.96, S. 3).

Am schönsten alliteriert es sich im Feuilleton, wo mittelmäßige Blattmacher ja Zutrittsverbot haben. Ein Tagesspiegel-Text des sehr geschätzten Kollegen Tilman Krause beginnt so: „*Es ist zu schön, um wahr zu sein,*

aber es stimmt tatsächlich: In Deutschland findet eine Debatte über Literaturkritik statt. Es versteht sich natürlich in unseren Breiten von selbst, daß man dabei Purzelbäume schlägt vor Vergnügen am Ver zweifeln, daß 'intellektueller Ausverkauf' und 'Niedergang des analytischen Niveaus' noch die mildesten Monita sind, mit denen der [...] Zustand der literaturkritischen Zunft umschrieben wird. Herrlich, daß wir wieder einmal so richtig schwelgen können im Ausstellen von Armutszeugnissen. Aber bei allem Verständnis für den Reiz des Runtermachens" [usw. usw.], dann wird Reich-Ranicki gelobt, der „sein Wort in die Wagschale warf, wobei er weniger würdigte, was der Autor sich vorgenommen hatte (was nehmen sich deutsche Schriftsteller nicht alles vor!)“ (Tagesspiegel, 19.12.95, S. 19).

Die meisten anderen deutschsprachigen Zeitungen nutzen gegenwärtig alliterierende Ornamente ähnlich intensiv, bis hin zur Neuen Zürcher mit der schönen Bildunterschrift: *Wohnkabinen, Kritzendorf: Wer des Wases Weite suchte, fand die Nähe der Genossen* (NZZ, 23./24.9.95, S. 58). Das ist aktuelle Medienpoesie.

Die bis jetzt erwähnten Techniken mag man für modische Stilmittel halten, Moden, die auch wieder vergehen. Das ist anders beim Zitat und der Zitatvariation. Den Weg über Triaden und Stabreime habe ich allerdings auch deshalb gewählt, weil beide Formulierungstechniken den Anspruch vermitteln, es handle sich eben nicht um Einfälle des Augenblicks, sondern um vorgeprägtes, überliefertes, eben zitierbares Sprachgut, um Zitate.

5. Zitat und Variation

Dass unsere Medientexte und literarischen Texte seit langem geradezu überquellen von offenen und versteckten Zitaten, kann ich hier jetzt nur behaupten. Auf das Faktum ist schon verschiedentlich hingewiesen worden. Schon in der „Jugend“ von 1901, der „Münchner illustrierten Wochenschrift für Kunst und Leben“ heißt es, die Gegenwart sei „die goldene Epoche der Zitate“ (Jugend 1901, Bd.1, S. 31). Im Tagesspiegel vom 28.11.1996 (S. 30) lesen wir – am Ende des Jahrhunderts – dasselbe: „es ist die Zeit der Zitate, es ist alles schon da oder vorbei, selbst die tollste Metapher [...]. 'Guter Satz', würde Mick sagen oder Alice oder Mia, 'aus welchem Film hast du den?'“ Die Neue Zürcher sagt es noch philosophischer: „Seit sich die Ansicht vom Triumph der Simulation über die Wirklichkeit durchgesetzt hat, feiert der Mythos des 'Authentischen' in der deutschsprachigen Literatur wieder fröhliche Urständ“ (NZZ, 30.11./1.12.96, S. 49). Und auch da kann man gleich wieder fragen: „Guter Satz, ...“. Das Zitat steht im Grunde für die Simulation und das Authentische zugleich, die Variation für die eigene Kreativität (eine Kreativität, die sich an Rahmenbedingungen hält). Wir lassen das Original

tanzen, die Musik ist von heute: Der Schlussvers von Hölderlins 'Andenken' (1803) aus den vaterländischen Gesängen lautet: „Was aber bleibt, stiften die Dichter“. Daraus macht Rudolf Bossert: *wenn wer was stiftet, dann bleiben wir dichter* (Jahrbuch 1989 der Henning-Kaufmann-Stiftung 1994, S. 16). Die Zeitschrift EXIT hat 1982 ein ganzes Heft bereitgestellt, um Varianten zu Goethes „Über allen Gipfeln ist Ruh“ anzuregen und einzufangen. Zur Variantenernte gehörten (hier aus dem Textzusammenhang gelöst): *Über allen Gipfeln / war Ruh* (Karlhans Frank); *Über allen Gipfeln / ist Euphemie* (Erich Fried); *Gipfeln über alles / stellst du?* (Uli Becker); *Über allen Gipfeln / rattert es* (Bernd Schneider); *Überfall! In Gipfeln / Nie Ruh* (Ferry Blume-Werry); *Unter allen Gipfeln / Schüsse* (Fritz Deppert) und *über sämtlichen höhn / herrscht stille* (Gerhard Rühm).

Wolfgang Mieder hat angesichts der immensen sprachspielerischen Erinnerungsrarbeit unserer Epoche, bezogen auf die Variation von Titelformulierungen, 1975 von einer „Sprache aus zweiter Hand“ gesprochen (Mieder 1975, S. 43). Elke Rößler hat das textwissenschaftliche Interesse am Problem der Textvernetzung durch Zitatvariation, also der Intertextualität insbesondere in Zeitungstexten, hervorgehoben (Rößler 1994, S. 151 ff.). Mir ist wichtig, dass offenes und verstecktes Zitieren zu einem Kontinuum gehören, das erlernte Formeln aller Art umfasst, z. B. die Formeln des Anredens, des Begrüßens, des Verabschiedens, des Gratulierens und Beileidwünschens, des Fragens nach dem Weg, des Lobens und Kritisierens usw. (vgl. Burger/Buhofer/Sialm 1982, S. 348), so auch den reichen Bestand an gespeicherten Klischeesätzen. Es gibt eine Fülle von Paradigmen, die mit Formulierungsmustern für alle Fälle und Wechselfälle des Lebens besetzt sind und uns zur Nutzung bereit stehen. Sie sind ausgezeichnet durch relative Stabilität und erlauben trotzdem die Anpassung an den besonderen Fall durch begrenzte Variation.

Auch Zitate werden also variiert und erlangen dadurch einen mittleren Status zwischen zitierter und kreierter Rede. Variierte „Sprache aus zweiter Hand“ ist nichts Minderwertiges, sondern eines der spannendsten Kreativpotentiale des Redens und Schreibens. Vor allem ist sie heute eine der wichtigsten Schnittstellen und Vermittlungsinstanzen zwischen Literatursprache, Medien-, Politik- und Werbesprache und einem modernen Alltagsdeutsch. Unmarkierte Zitate laden den Leser zu einer kleinen Anstrengung ein. Zitatvariation bringt Lust an der Verkleidung und Freude an der Enthüllung ins Geschäft. Wer heute gängige Texte aller Art, nicht nur die der Medien, aber doch die ganz besonders, aufmerksam liest, fühlt sich eingeladen zur Teilnahme an einem öffentlichen Zitierspiel. Einige Beispiele:²

² Vgl. H. Schmidt (1997, S. 31 f.); ähnliche Listen bei Rößler (1994, S. 155 f.) und – eingehend klassifiziert und interpretiert – schon bei Wilss (1989, passim).

Das deutsche Volk wird [...] entweder christlich sein oder es wird nicht sein (Kardinal M. Faulhaber 1934, S. 103),
Liebende aller Länder vereinigt Euch (Ninotschka [USA 1939], ZDF 1.2.97),
Money, Money über alles (MM, 17.6.89, Lokalseite),
Ruhe heißt die erste Spielerpflicht (MM, 1.7.94, S. 4),
Schuld war nur die Supernova (Berl. Ztg., 4.1.95, S. 8),
Wieviel Marxismus braucht der Mensch (Zeit, 27.10.95, S. 22),
Würste, Würste über alles (Zeit, 26.1.96, S. 8),
Aus Harvard nichts Neues (Berl. Ztg., 17.4.96, S. 32),
An den Finanzmärkten der Welt geht ein Gespenst um: die Zinswende (Zeit, 10.5.96, S. 23),
Eine Dose ist eine Dose (Spiegel, 27.5.96, S. 217),
Der mit dem Frieden spielt (Zeit, 27.9.96, S. 7),
Bosnien die riskanteste Versuchung, seit es Volker Rühle gibt (Zeit, 13.12.96, S. 4),
ein Präsident zum Anfassen (Spiegel, 5.8.96, S. 40),
87 Jahre und kein bißchen müde (Wochenpost, 18.7.96, S. 24),
Wien oder nicht Wien – das ist jetzt die Frage (Zeit, 13.9.96, S. 52),
Das gesammelte Schweigen des Präsidiums (SZ, 13./14.4.96, S. 48),
Auf der Suche nach den verschwundenen Tausendern (Wochenpost, 15.8.96, S. 26),
Schau mal in die Bücher; Kleines (buch aktuell, Winter 1996, S. 100),
Der alte Mann und das Pulr [Yehudi Menuhin] (Pavillon, Febr. 1997, S. 4),
[Der Mainzer Karneval] Die Mutter aller Sitzungen (MM, 8./9.2.97, S. 57),
Die Liebe in den Zeiten der Prüderie (MM, 14.2.97, S. 24),
Lächeln für Deutschland (Tagesspiegel, 16.2.97, S. 8),
blühen mögen die Landschaften der deutschen Komödie (Tagesspiegel, 20.2.97, S. 27),
Ich teile Ihren Geschmack nicht, aber ich würde mein Leben dafür geben, daß Sie dieses Kleid anziehen dürfen (taz, 8./9.3.97, S. 8).

Zitate und kein Ende.

Weil Formelvarianten solcher Art systematisch in Werbetexten genutzt werden, haben schon Burger/Buhofer/Sialm (1982, S. 48 f.) eine Liste von siebzehn einschlägigen Formulierungen an zwei Testgruppen (Studenten und Deutschlehrern) auf ihre Rückführbarkeit auf Basistexte geprüft, mit erstaunlich positivem Ergebnis. Über Abstufungen des Realisierens intertextueller Bezüge – ebenfalls auf der Grundlage von Probandenbefragungen – berichtet auch Rößler (1994, S. 153). Solange die Freude am Verschlüsseln und Erraten im Vordergrund steht, bleibt die Zitatvariation ein Spiel. Sie bleibt es auch, wenn das Erraten unlösbare Rätsel aufgibt und an die Stelle der Freude das Gefühl der Belästigung und des Ausgeschlos-

senseins aus einem exklusiven Zirkel tritt.³ Denn das augenzwinkernde Spiel einer Verständigung auf zweiter Ebene ist eine Veranstaltung, die ein demokratiegewöhntes Publikum wieder in Schichten teilt. Man spielt nicht mit jedem.

6. Kollektives Gedächtnis

Die Untersuchung geläufiger Zitate und Zitatvariationen hat noch eine andere interessante Seite. Wir stoßen bei der Suche nach erinnerten und variierten Zitaten auf zahlreiche epochenabhängige Formulierungen, die sich bei näherer Betrachtung als ein interessantes, oft auch überraschendes oder unerwünschtes Erbe unserer Gegenwartssprache erweisen. Unser Jahrhundert bietet uns ein Formulierungserbe aus dem späten Kaiserreich, aus der Weimarer Republik, dem NS-Staat und aus der zweigeteilten Nachkriegszeit. So wenigstens für den engeren, sozusagen reichsdeutschen Blick. Noch runder wird die Geschichte, wenn wir wenigstens die österreichischen, Südtiroler und Schweizer Traditionen einbeziehen. Besonders hervorheben möchte ich hier die Sondergruppe politisch markierter Formulierungen, die zu offenen Klischees geworden sind, Formulierungsklischees der Gegenwartssprache, mit denen uns die Zeitgeschichte bedient hat:

- Sie wissen, seit 1806 ist in Preußen *Ruhe die erste Bürgerpflicht*. Neue Klischeebesetzungen der Gegenwart sind *Ordnung* (Welt, 13.7.74, S. 11), *Gehorsam* (Zeit, 12.10.90, S. 54), *Sparsamkeit* (Zeit, 16.5.68, S. 3), *Schweigen* (SAT1, 30.8.95 [Fußballkommentar]), aber auch *Denken* (ND, 22.10.64, S. 2) und sogar *Unruhe* (Tagesspiegel, 12.2.97, S. 19), *Mißtrauen* (Spiegel, 6.11.95, S. 79) und *Widerstand* (Rüdiger Liedtke 1984 [Buchtitel]).
- Die zweite, nicht-offizielle preußische Hymne war die *Wacht am Rhein*. Seit Jahrzehnten nicht mehr gesungen, generiert sie wie andere deutsche Nationalhymnenzeilen bis heute Formulierungsvarianten (vgl. H. Schmidt 1997b, S. 37 f.): *Die Macht am Rhein* [die Bonner Regierung] (Spiegel, 1993, H. 20, S. 26), *die Wacht am Main* [gemeint ist Jürgen Habermas] (Spiegel, 1993, H. 29, S. 126) oder auch die *Macht am Main* [nämlich die deutsche Bundesbank] (TV Hessen 3, 6.8.95, Hörbeleg) und schließlich *die Wacht am Golf* (FAZ, 14.9.96, S. 14), *Die Wacht am Bosporus* (Ostpreußenblatt, 8.3.97, S. 24) und sogar die *Wacht an der*

³ Zum vergleichbaren Variationsspiel mit Redensarten vgl. Koller (1977, S. 188 ff.); genau und ausführlich über abgewandelte „Geflügelte Worte“ [darunter Zitate, Buch- und Filmtitel] und ihren Gebrauch in der Gegenwartssprache Burger/Buhofer/Sialm (1982, S. 43 ff.), spezieller Carstensen (1971).

- Ostsee* (TV Nord 3, 22.9.96), nämlich Moskaus. Die Konzeptbedingung lautet: Ein Gewässername muss es sein.
- Wilhelm II. stellte am 4.8.1914 anlässlich der Mobilmachung fest: „*Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur [noch] Deutsche*“. Auch dieser Satz lebt in seinen Varianten fort, nun bis ins dritte und vierte Glied. Schon für 1915 ist die fiktive Variante eines Gymnasiasten bezeugt: *Ich kenne kein Latein mehr, ich kenne nur noch Deutsch* (Liller Kriegszeitung 1915, S. 154). Moderne Varianten sind: *Ich kenne keine Gruppen mehr, ich kenne nur noch Professoren* [Wilhelm Kewenig in den Mund gelegt] (Zeit, 1.11.85, S. 52), *Ich kenne keine Völker mehr, ich kenne nur noch Menschen* (Zeit, 22.9.95, S. 64), *Da kenne ich keine Linken und keine Rechten, sondern nur noch den Willen zur Profilierung* (Tagesspiegel, 26.10.95, S. 14). Gelegentlich wird der syntaktische Rahmen des Klischees reduziert oder aufgebrochen: *Die Italiener kennen keine Parteien mehr* [Überschrift] (Tagesspiegel, 24.1.96, S. 3), *am Ufer sitzen Teenager [...], eine Internationale, die keine Polen, keine Deutschen mehr kennt, sondern nur noch Süchtige* (Spiegel, 14.10.96, S. 145).
  - Am 12.6.1900 verlangte der englische Admiral Seymour im Chinakrieg *The Germans to the front*. Schon 1903 machte ein pfiffiger Händler daraus die Werbeformel: *Deutsche Industrie vor die Front. Elektrische Taschenlampe (4 Volt) versendet franko per Post [...]* Eckert's Bazar, Hamburg. (Berl. Ill. Zeitung, 15.11.1903, S. 736). Und wir formulieren: *Junge Politiker* (Welt, 10.9.54, S. 1) / *Pädagogen* (taz Sonderheft 1/2, 20.10.89, S. 1) oder auch *Amerikaner an die Front* (Spiegel 1993, H. 22, S. 154).
  - Aus der Weimarer Republik zitiere ich die schöne Formulierung des Berliner Polizeipräsidenten Grzesinsky aus dem Jahre 1926 *Die Polizei, dein Freund und Helfer* (Büchmann/Urban 1994, S. 501). Die wurde sogar in der DDR aufgegriffen. Eines der Themen, die 1953 zu den Abituraufgaben gehörten, lautete: *Die Volkspolizei, dein Freund und Helfer*, und wenig später heißt es in einem der Pater-Brown-Filme: *Die Kirche, dein Freund und Helfer* (Er kann's nicht lassen, Deutschland 1962, Regie A. v. Ambesser). Heute lesen wir: *Die Polizei – dein Freund und Mörder* [über schießwütige Polizisten] (taz, 21.3.97, S. 11).
  - Ein anderes Beispiel ist Friedrich Eberts Formulierung *Der Geist von Weimar, der Geist der großen Philosophen und Dichter* (am 6.2.1919 zur Eröffnung der Nationalversammlung, s. Büchmann/Urban 1994, S. 501). Er ist verdrängt worden durch den *Geist von Potsdam* (Heimpel 1960, S. 8) und hat auch sonst viele illegitime Kinder gezeugt: *Den Geist von Ahlen* (Zeit, 30.1.87, S. 22), *von Camp David* (Spiegel 1994, H. 26, S. 133), *von Genf* (Zeit, 15.11.85, S. 3), *von Maastricht* (FAZ, 1993 cosm.), *von Rapallo* (Welt, 25.8.49, S. 1), *von Rio* (FAZ, 1995 cosm.), *von Taschkent* (FAZ, 12.1.66, S. 1) oder *von Vichy* (FAZ, 1995

cosm.). Sie alle hatten in der Regel ein ebenso kurzes und zum Teil unrühmliches Leben wie der *Geist von Weimar* und auch wie der *Geist von 1914* (Zeit, 22.2.85, S. 10) der *Geist von 1937* (MM, 27.8.87, S. 32) und der *Geist von 1949* (FR, 3.4.90, S. 6), ganz überwiegend eben Klischeegeister.

Erlauben Sie, dass ich etwas länger bei Formulierungen der Nazizeit verweile. Wir brauchen sie seit über 50 Jahren nicht mehr aus offiziellem Munde zu hören. Schriftsteller wie Böll, Brecht, Kempowski und viele andere haben in ihren Werken wiederholt an typische Nazi-Losungen erinnert. Aber nicht nur die kritische Erinnerung, sondern auch die bemerkenswert unkritische der davongekommenen Generation dürfte dieses unverwesliche Erbe an uns weitergegeben haben. Einige Beispiele:

- Die Nazis formulierten: *Führer befiehl, wir folgen* [z.B. in Sprechchören 1943] (Goebbels 1991, Bd. 2, S. 205). Zur Währungsreform 1949 gab es Schaufensterplakate: *Erhard befiehl, wir folgen* (Spiegel, 13.1.97, S. 97). Die FAZ fordert 1995: [wir müssen] *das Befiehl-wir-folgen-Denken* [überwinden] (FAZ, 1995 cosm.), und im Tagesspiegel stellt ein Theaterkritiker seine Rezension von Thomas Jonigks Stück „Rottweiler“ in diesen Tagen unter die Überschrift: *Führerin, befiehl, wir folgen* (Tagesspiegel, 8.3.97, S. 20).
- Die Nazis holten Deutschsprachige aus den okkupierten Gebieten *Heim ins Reich* (z.B. Goebbels 1991, Bd. 1, S. 335). 1989 wurde die Formel in zahlreichen Zeitungsartikeln wiederbelebt, meist kritisch, aber aus einem intakten Sprachgedächtnis. Und heute finden wir Variationen wie *heim ins russische Reich* (Spiegel, 1993, H. 23, S. 180), *heim ins italienische Reich* (Spiegel, 1994, H. 19, S. 148), *Heim ins Reich der Mitte* (Zeit, 28.6.96, S. 3).
- Göring verband seinen ersten Vierjahresplan mit einer Kampagne *Kampf dem Verderb*. Das *Kampf dem ...-Muster* statt *Krieg dem ...* beginnt in unseren Sammlungen tatsächlich erst mit Göring. Die Göring-Formel gelangte sofort in die Kochbuchvorworte (vgl. MM, 14.12.95, „In alten Kochbüchern geblättert“) und damit in zahlreiche deutsche Küchen. Ich will den Zusammenhang nicht behaupten, solange ich ihn nicht beweisen kann, aber auffällig sind die vielen dazu passenden Nachkriegslosungen schon: *Kampf dem Atomtod* (ND, 8.3.59, S. 4; Stern, 4.10.90, Sonderseite S. 12), *Kampf dem Terror* [USA-Krimi 1975] (MM, 13.12.95 [TV-Programm]), *Kampf dem Männlichkeitswahn* (MM, 28.4.89 cosm.), *Kampf dem Muskelkater* (MM, 27.11.89 cosm.), *Kampf dem Feiertags-speck* (MM, 28.12.89 cosm.), *Kampf dem Herzinfarkt* (MM, 8.4.91 cosm.), *Kampf dem Eberfleisch* (Spiegel, 1993, H. 45, S. 107).
- Eine der frühesten antisemitischen Losungen, intensiv propagiert durch die Nazis, war: „*Kauft nicht bei Juden*“. Der Erinnerungsfeste Rückgriff

machte auch daraus ein verfügbares Klischee mit gegenwartssprachlichen polemischen Besetzungen wie *Kauf nicht beim Wessi* (Spiegel, 1996, H. 39, S. 53), *Kauft nicht bei Goethe* [über Boykotts der Goethe-Institute] (Zeit magazin, 31.1.97, S. 8), oder: *Deutsche, kauft nicht bei Franzosen* (FAZ, 1995 cosm.).

- Aus der offenbar ebenfalls unvergesslichen Urlaubskampagne der Nazis *Kraft durch Freude* wird in unseren Tagen: *Kraft durch Freunde* [gemeint ist die frühere SPD-Spitze] (Spiegel, 1994, H. 36, S. 18), *Kraft durch Nörgeln* (Zeit, 18.10.96, S. 81), oder auch *Kraft durch Froede* [ein früherer Entwicklungschef von NSU] (MM, 13.8.87, S. 3), *Kraft durch Ruhe* (FAZ, 1995 cosm.); dazu noch ein ironisches Textbeispiel: *Kraft durch Freude – wahrlich ein Programm für heutige Leistungssportler* (FAZ, 1995 cosm.).
- Eine der wichtigsten disziplinierenden Naziformeln war: *Ein Volk, ein Reich, ein Führer*: Dieses Erinnerungsklischee wird heute so abgewandelt: *ein Volk, ein Reich, ein Schönhuber* (Stern, 1.2.90, S. 195), aber eben auch so: *ein Volk, ein reiches Land, ein Kanzler* (MM, 10.6.91, Lokalseite) oder so: *Ein Volk, ein Land und viele tolle Wahnideen* (so Henryk Broder in: buch aktuell, Winter 1996, S. 30), *Ein Mann, ein Volk und viele Sender* (Tagesspiegel, 10.6.94, S. 3), *Ein Volk, eine Partei – und die Kirche soll auch dazu gehören* (Spiegel, 21.8.95, S. 44). Die FAZ fragt 1995 [bezogen auf Jugoslawien]: *wessen bedarf es, daß ein Volk seinem Reich entsagt und seinen Führer fallen läßt* (FAZ, 1995 cosm.). Und vielleicht steht die zwingende Naziformel sogar hinter der harmlosen Überschrift: *Ein Wort, ein Satz, ein Sinn* (Tagesspiegel, 4.11.96, S. 26).
- *Wer Jude ist, bestimme ich*, sagte Göring. *Wer Hutu ist, bestimme ich* titelt die FAZ (20.8.94, S. 26), *Wer Güstrower ist, bestimme ich* heißt es im Rheinischen Merkur (16.2.90, S. 2) in Erinnerung an das Schmidt-Honecker-Treffen vom 13.12.1981.
- Im Jahr 1927 prägte Carl Schmitt die Bezeichnung *Der totale Staat* (Schmitt, Der Begriff des Politischen, 1927, s. Büchmann/Urban 1994, S. 502). 1935 folgte Erich Ludendorff mit dem *totalen Krieg* (Bertelsmann Taschenlex. 16, 1992, S. 141). Am 18. Februar 1943, nach Stalingrad, fragte Goebbels im Berliner Sportpalast sein Publikum: „Wollt Ihr den totalen Krieg?“ (Goebbels 1991, Bd. 2, S. 205). Auch diese Tradition wird heute in kleiner Klischee-Münze fortgeführt: *Wollt ihr den gerechten Krieg?* (Die Kirche, 20.8.95, S. 11), *Wollt ihr den totalen Film?* (Tagesspiegel, 8.9.96, S. 23), *Wollt Ihr die totale Wahrheit?* (Arndt-Buchdienst, Herbst 1996, S. 3), *Wollt ihr die totale Erklärung?* (taz, 30.4.97, S. 20).
- Die offizielle Parteihymne der NSDAP seit 1930, das sogenannte Horst-Wessel-Lied, hatte im NS-Staat den Rang einer zweiten Nationalhymne. Kein Deutscher, der diese Zeit mitgemacht hat, kann diesen Text ganz vergessen haben und alle, so meine ich, wissen ihn einzuord-

nen (vgl. H. Schmidt 1997b, S. 38 f.). Der Text enthält die Zeile „Die Fahne hoch! Die Reihen fest geschlossen.“ Sieben Zitatvarianten: *die schwarze Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen, so marschierten sie [...] durch die Hamburger Innenstadt* [vermummte Chaoten] (Stern, 12.11.87, S. 20), *Die CDU der DDR hält jetzt [...] die Reihen um so fester geschlossen* (FAZ, 16.12.89, S. 4), *Mein Eindruck ist, daß sich die Reihen fest geschlossen haben hinter ihm* [Engholm] (SZ, 25.3.93, S. 2), *ahnen die Genossen schon, daß die eigenen Reihen nicht mehr fest geschlossen sind* (Tagesspiegel, 24.2.97, S. 18), *Ausgerechnet jetzt, wo die Reihen fest geschlossen sein sollten, auch noch Streit bei Goethens selbst* [Goethe-Institut] (Wochenpost, 17.8.95, S. 2), *Wenn die Welt schon böse ist, dann gilt es um so mehr, die Reihen fest zu schließen und sich nicht ständig von außen anrempeln zu lassen* (FAZ, 1995 cosm.), *Die Dosen hoch – die Reihen fest geschlossen* [Kommentar über Neo-Nazis mit Bierdosen] (RTL Spiegel TV, 20.4.97). Auf dieser festen Grundlage ergibt sich ein Klischee (*Reihen* wird variiert): *Die Ohren verstopft, die Augen fest geschlossen* (Zeit, 4.7.86, S. 43), *die Grenzen fest geschlossen* (Rhein. Merkur, 4.5.90, S. 4), *Die Preise hoch, die Saaltüren fest geschlossen* ([Dieter Hallervorden] ARD, 21.3.95, Hörbeleg).

Die Frage, welchen Umgang wir mit Formulierungen der NS-Diktatur haben sollten, lasse ich beiseite. Ich stelle nur fest, dass auch dieses sprachliche Erbe immer noch Früchte trägt, harmlos aussehende, ironisierte, aber auch spürbar vergiftete. Ich behaupte nicht, dass alle hier ausgewählten Beispiele für das Fortleben von Formeln der Nazizeit schon den Status allgemein üblicher Klischees haben, deren Herkunft uninteressant geworden ist. Aber einige sind auf diesem Wege schon weit vorangekommen. Unser Bedarf an gängigen Formulierungsklischees kümmert sich nicht um Sprachmoral; genommen wird, was im Gedächtnis bereit steht. Tragen wir Verantwortung für unser Gedächtnis? Oder ist wirklich nur das Vergessen ein Problem?

Dasselbe wäre nun für die unmittelbare Nachkriegszeit und die Epoche der Teilung fortzuführen. Dabei wird sich herausstellen, dass ein erstaunlicher Teil von DDR-Klischees inzwischen die gesamtdeutsche Weihe erlangt hat, von der verstummten Nationalhymne mit den Zeilen *Auferstanden aus Ruinen* und *Deutschland einig Vaterland* bis zu Lenins *lernen, lernen und nochmals lernen* und dem dazu passenden *Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen*, von der frühen Losung *Deutsche an einen Tisch* bis zum *real existierenden Sozialismus* (vgl. H. Schmidt 1997, S. 40 f.) und der späten Behauptung *Wir sind ein Volk*. Dazu kämen dann z. B. die vielen schönen Wahlparolen der alten Bundesrepublik von *Sicherheit für alle* bzw. *Wohlstand für alle*, über *Keine Experimente, Modell*

Deutschland bis Freiheit, Sicherheit, Wohlstand, Mehr Demokratie wagen, Liebe Deine Umwelt wie Dich selbst und *Endstation Volksfront* (s. Toman-Banke 1996). Auch sie sind unvergessen, und auch ihre kreative Potenz und ihre Traditionslinien liegen auf der Hand.

7. Offene Klischees, Variationsstereotype, Phraseoschablonen, Anspielungsmuster

Der Gang durch Formeltraditionen, die aus dem NS-Staat stammen, zeigt eines mit besonderer Deutlichkeit: Zahlreiche einschlägige Formulierungen funktionieren als vielfältig abrufbare Anspielungsmuster im Sinne von Wilss (1989). Aber zugleich bilden auch hier Zitat und Zitatvariation den Nährboden für an bestimmten Positionen systematisch variierbare Stereotype, die offenen Klischees. Erst mit der Etablierung des offenen Klischees im Bewusstsein der Sprachteilhaber wird die volle Ernte des Zitiertspiels für die Alltagssprache eingebracht. Wir gewinnen Formulierungsstereotype, die wir als Satzbausteine verwenden können; die Besetzung der offenen Stellen liegt in der Hand jedes Sprechers. Das Zitiertspiel wird wieder demokratisch, fast niemand erwartet mehr eine Antwort auf die Frage „von wem ist das eigentlich?“ Auf die variable Füllung solcher Klischees ist inzwischen mehrfach aufmerksam gemacht worden: Wolfram Wilss bietet – neben anderen Reihen – 55 Variationen zu *Der Spion, der aus der Kälte kam* (Wilss 1989, S. 165 ff.). Auch Ulrich Holbein hat für den Tolstoi-Titel *Wieviel Erde braucht der Mensch?* eine respektable Zahl von Varianten festgestellt: *Wieviel Fläche / Wieviel Straße / Wieviel Arbeit / Wieviel Urlaub / Wieviel Arzt / Wieviel Staat / Wieviel Zensur* [usw.] *braucht der Mensch / der Tierschutz / der Beamte* [usw.] (Holbein Sprachlupe 1996, S. 58). Die Wiener Fackel-Wörterbuch-Gruppe um Werner Welzig hat in ihrem Probedruck vorgeführt, wie Karl Kraus ganz allein die Redensart *Mir wern kan Richter brauchen* variiert: *Mir wern kan Kadi / kan Komiker / kan Kritiker / kan Orakel / kan Preisrichter / kan Weltgericht* [usw.] *brauchen* (Welzig 1996, S. 515), ein schöner Beleg dafür, dass endlich auch literatursprachliche Formulationsvarianten lexikographisch gewürdigt werden. Leider ist das bisher eine sehr seltene Ausnahme.

Der Terminus „offenes Klischee“ wird dann nicht akzeptiert werden, wenn seine negative alltagssprachliche Konnotation als dominant empfunden wird. Diese Negativkonnotation sollte in unserem Zusammenhang aber ausdrücklich neutralisiert werden. Offene Klischees sind formelhafte Wendungen, deren aktuelle Ausgestaltung dem Sprecher – bei Einhaltung bestimmter konzeptueller Kriterien – freigestellt ist. Als Rahmenformel sind sie stabil, in der Füllung des Rahmens handelt der Sprecher kreativ. Die jeweilige „Urformel“, von der alle aktuellen Varianten ihren Ausgang genommen haben, kann als Prototyp verstanden werden, der die

einzuhaltenden konzeptuellen Kriterien vorgibt, solange die prototypische Bindung aktualisiert wird. Aber auch wenn diese Brücke nicht mehr trägt (der Bezug auf die Urformel unsicher geworden oder verloren ist), können die Kriterien fortgelten, weil sie inzwischen die Autorität von semantischen Besetzungsregeln gewonnen haben. Hier soll ausdrücklich betont werden, dass es um die Sache geht und nicht um die Bezeichnung. Selbstverständlich böte sich auch die Übernahme des Terminus „Phraseoschablone“ an, den Fleischer (1982, S. 135 ff.) für bestimmte syntaktische Strukturen benutzt, deren lexikalische Füllung variabel ist (*Dienst ist Dienst; geschenkt ist geschenkt* u.ä.), und der u. a. von Palm (1995, S. 68 f.) aufgenommen wird; aber dann müsste die Einengung der Phraseoschablonen auf eine relativ kleine Gruppe solcher syntaktischen Modelle aufgegeben werden. Wilss spricht im Hinblick auf die Urformeln mit guten Gründen von „Anspielungsmustern“: „Demjenigen, der die alltagssprachlichen Printmedien regelmäßig und in sprachlicher Hinsicht einigermaßen aufmerksam liest, bleibt nicht verborgen, daß sich bestimmte Bezugselemente für Anspielungen in allen möglichen Abwandlungen und Kontexten wiederholen und damit den Charakter von Anspielungsmustern annehmen“ (Wilss 1989, S. 164). Wir versuchen, mit dem Terminus „offenes Klischee“ für das regelhaft variable Stereotyp stärker den Umstand zu betonen, dass stereotype Anspielungen langsam ihren Anspielungscharakter verlieren können und sich zu alltagssprachlichen „Schablonen“ wandeln, die vorzugsweise an einer (oder auch mehreren) Position(en) „offen“ für variable Besetzungen sind und als freie Klischees kreativ verwendet werden. In der Sache sind wir mit Wilss (1989, S. 190) weitgehend einig: „Anspielungsmuster eröffnen ihrem Konstruktionsprinzip nach einen einfachen und bequemen Zugang zu einem sprachlichen Erfahrungsschatz, der inzwischen zur anspielungstechnischen Leerformel geronnen ist“. An gleicher Stelle spricht Wilss deshalb auch von „Baukastenmentalität“. Die beobachteten syntagmatischen Versatzstücke sind „Einheiten des Gedächtnisbesitzes und damit ‘Bausteine von Satzstrukturen’“ ([1989] H. Schmidt 1991, S. 174). Indem wir versuchen, für unseren Ansatz im weiten Haus der Phraseologie einen Platz zu finden, müssen wir uns vorerst mit einer Randexistenz zufrieden geben und wollen das gern tun: G. Gréciano hat schon 1983 erklärt, „das phraseologische Material ist abgezirkelt“ (Gréciano 1983, S. 232). Ihre Übersicht bietet den hier vorgestellten Formeln am ehesten Unterschlupf in der phraseologischen Dachkammer der geflügelten Worte (so auch Palm 1995, S. 5). Nur verführt der Büchmann-Titel, wenn er in phraseologischen Darstellungen benutzt wird, gar zu leicht zu der Annahme, es ginge vor allem um den Nachweis des Gebrauchs und der Herkunft von Zitaten. Unser Interesse an Homers „epea pteroenta“ gilt aber über die Flugkunst hinaus vor allem dem systematischen Gestaltwechsel dieser Flugkörper.

Wenn wir den offenen Klischees die nötige Aufmerksamkeit widmen, werden wir uns künftig nicht nur mit semantischen Konzepten und syntaktischen Rahmen solcher Klischees befassen müssen, sondern auch mit dem Rhythmus und den Lautungen der Varianten, bis hin zu auffälligen Reimbindungen (vgl. H. Schmidt 1997). Unser Gegenstand verliert dadurch ein wenig von seiner manchmal wüstenhaften Kargheit, er wird facettenreicher und wirklicher; seine historische Tiefe und seine literatursprachliche Funktion rücken wie selbstverständlich wieder ins Bild.

Ich kann hier nur wenige zusätzliche Beispiellisten genauer ausführen.

(1) Zuerst nenne ich eine Reihe von Varianten für Bölls *Gruppenbild mit Dame* (1974; eine etwas knappere, aber ältere Beispielliste von Varianten bieten schon Burger/Buhofer/Sialm 1982, S. 46):

Gruppenbild mit Baby (Tagesspiegel, 24.8.96, S. 11),
Gruppenbild mit Bundespräsidenten (MM, 30.10.96, S. 4),
Gruppenbild mit Bürgermeister (Tagesspiegel, 27.9.96, S. 12),
Gruppenbild mit Eiszeitmenschen (MM, 11.10.96, S. 18),
Gruppenbild mit Familie (MM, 14.3.87 cosm.),
Gruppenbild mit Freizeitkeglern (MM, 26.4.91 cosm.),
Gruppenbild mit General (Tagesspiegel, 15.3.97, S. 3),
Gruppenbild mit Herr (MM, 22.1.91 cosm.),
Gruppenbild mit Hund (Berl. Ztg., 2.5.96, S. 49),
Gruppenbild mit Kamel (MM, 4.1.89 cosm.),
Gruppenbild mit Königin Silvia (MM, 6.8.96, S. 7),
Gruppenbild mit Mördern (Spiegel, 1993, H. 1, S. 79),
Gruppenbild mit Originalfälschung (MM, 14.10.85 cosm.),
Gruppenbild mit Picknickkorb (Zeit, 1.8.86, S. 38),
Gruppenbild mit Polizist (Tagesspiegel, 30.7.96, S. 16),
Gruppenbild mit Riesen (Zeit, 17.11.95, S. 43),
Gruppenbild mit Rindern (Tagesspiegel, 2.12.96, S. 14),
Gruppenbild mit Sartre (MM, 8.1.86 cosm.),
Gruppenbild mit Urne (Spiegel, 24.2.97, S. 227)
 und sogar
Gruppenbild mit Lexikon (Tagesspiegel, 6.11.96, S. 9).

Ich halte solche Reihen für beweiskräftig in der Frage, um die es mir geht. Wir haben hier ganz deutlich ein offenes Klischee, dessen zwei erste Positionen stabil sind, dessen letzte Position variabel ist. Stabilität und Variabilität stehen in einem geordneten Verhältnis. Typisch ist die Besetzung mit Personenbezeichnungen. Hier wird also in der Mehrzahl der Fälle auch ein semantisches Konzept eingehalten. Niemals erscheint – wie im „Archetyp“ – der bestimmte oder unbestimmte Artikel, ganz selten sind weitere Attribute. Dieselbe Formulierung lässt auf anderen Positionen des

Anspielungsmusters auch die freie Variation zu: *Gruppenbild ohne Dame, Gruppenbild für Demokratie*. Solche gelegentlichen Varianten sind aber nicht bis zur Ausbildung eines offenen Klischees gelangt.

(2) Um die nachhaltige sprachliche Wirkung von Filmtiteln zu demonstrieren, sei an die Verfilmung von Betty Mahmoodys Ehegeschichte, in der deutschen Fassung (1991) unter dem Titel *Nicht ohne meine Tochter*, erinnert. Zwar gibt es diese ganz normalsprachliche Formulierung vorher auch in anderen Zusammenhängen, so z. B. in der Kurt-Hoffmann-Verfilmung des „Dr. med. Hiob Prätorius“ (1964) von Curt Götz. Aber erst der Mahmoody-Filmtitel hat diese Wortgruppe zum offenen Klischee werden lassen, das vorzugsweise zwei semantische Konzepte bedient.

1. Konzept: 'Familienangehörige':

Nicht ohne meine Eltern (Richard Frede [rororo-Titel] 1996),
Nicht ohne meine Familie (TV Today, 1996, H. 14),
Nicht ohne meinen Mann (Elle, 1996, H. 10, S. 122),
Nicht ohne ihren Mann (Tagesspiegel, 12.8.95, S. 23),
Nicht ohne meine Mutter (FAZ, 29.10.96, S. 40),
Nicht ohne seine Schwester (TV Today, 1996, H. 19, S. 11),
Nicht ohne meinen Sohn (Frau im Spiegel, 6.2.97, S. 82),
Nicht ohne seine Tochter (Berl. Ztg., 28.9.95, S. 3),
Nicht ohne meinen Vater (Zeit, 3.3.95, S. 26).

2. Konzept: 'Nahes persönliches Eigentum':

Nicht ohne meinen Computer (Elle, 1995, H. 2, S. 296),
Nicht ohne meine Decke (Zeit magazin, 27.9.96, S. 42),
Nicht ohne meine Fernbedienung (Elle, 1995, H. 6, S. 7),
Nicht ohne meine Handschuhe (Tagesspiegel, 3.9.96, S. 9),
Nicht ohne meine Handtasche [die Queen] (Zeit magazin, 19.4.96, S. 8),
Nicht ohne meinen Hund (Freundin, 1997, H. 5, S. 118),
Nicht ohne meinen Koffer (USA, TV-Komödie, 1993 [Titel]),
Nicht ohne mein Messerbänkchen (Berl. Ztg., 24.12.96, S. 42),
Nicht ohne meine Schokolade (McKevett [Econ-Titel] 1996),
Nicht ohne meinen Taschenkalender (taz, 23./24.11.96, S. 4),
Nicht ohne meine Unterschrift (Zeit, 10.5.96, S. 68),
Nicht ohne meine Zigarre (Berl. Ztg., 13.1.97, S. 8).

So auch französisch:

Jamais sans ma brillante (Madame Figaro, 12./13.4.97, S. 104).

(3) Natürlich gibt es auch – vor allem im Grenzbereich zu den „Phraseschablonen“ (Fleischer 1982, 135 ff., S. 198) – zahlreiche offene Klischees, die nicht mehr zweifelsfrei auf bestimmte Autoren zurückgeführt werden können. Ich nenne als Beispiel: *einmal Student, immer Student*.

So im Material zuerst 1947 aus Th. Mann, Doktor Faustus (1961, S. 418) bezeugt. Das ist aber wohl nicht beweisend. Es folgen:
einmal Agent, immer Agent (ARD Report Baden-Baden, 22.7.96),
einmal Bulle, immer Bulle (SAT1, Bei Aufschlag Mord, 5.7.96),
einmal Chefarzt, immer Chefarzt (Spiegel, 1994, H. 23, S. 92),
Einmal Cop, immer Cop. So jedenfalls sieht es bei Don Johnson [in der TV-Serie 'Miami Vice'] *aus* (TV Serien 1996, H. 14, S. 18),
einmal Dada, immer Dada (MM, 16.9.86, S. 22),
einmal Entwicklungsland, immer Entwicklungsland (MM, 10.1.89 cosm.),
Einmal Girlie, immer Girlie. Darfst du nicht erwachsen werden? (TV TODAY 1997, H. 7, S. 15),
einmal Polizist, immer Polizist ([1986] ARD Tatort, 8.1.96),
einmal Reporter, immer Reporter (FAZ, 1993 cosm.),
einmal Staatspartei, immer Staatspartei [PDS] (MM, 20.1.97, S. 2),
einmal Stasi, immer Stasi (Loest, Nikolaikirche 1995, S. 406),
einmal Talk, immer Talk! (Berl. Ztg., 2.7.96, S. 4),
einmal Unternehmer, immer Unternehmer (FAZ, 1995 cosm.);
 oder auch
einmal oben, immer oben, einmal unten, immer unten (FAZ, 1993 cosm.),
einmal rechts, immer rechts (Die Kirche, 21.1.96, S. 5),
einmal rot, immer rot (FAZ, 29.8.90, S. 5) usw.

(4) Ein viertes Beispiel zeigt, dass ein beträchtlicher historischer Vorlauf bestehen kann, der aber zunächst ohne deutliche Wirkung bleibt: Schon bei Geiler von Keisersberg heißt es *Gott ist überall* (s. DWB XI, 2, Sp. 129). Johann Peter Hebel benutzt im Kalender des Rheinländischen Hausfreundes auf das Jahr 1814 die Formulierung *Ulm ist überall*. Das ist nicht mehr optimistisch gemeint wie Geilers Satz, sondern pessimistisch; er fährt fort: „die guten Zeiten sind nirgends mehr“ (Hebel 1990, S. 437). Die wirkliche Formelgeschichte beginnt mit der Wiederanknüpfung an das Negativkonzept in Günther Anders' Titel *Hiroshima ist überall* (1982). Es folgen: *Tschernobyl ist überall* ([Anti-AKW-Bewegung 1986], z. B. Zeit, 11.7.86, S. 16), *Memmingen ist überall* (MM, 11.3.89, Lokalseite), *Bischofferode ist überall* (FAZ, 1993 cosm.), *Gorleben ist überall* (FAZ, 1995 cosm.), *Wackersdorf ist überall* (FAZ, 1995 cosm.), aber auch: *Entenhausen ist überall* (Spiegel, 1993, H. 52, S. 79), *Aldenhoven ist überall* [nämlich die Dorfpfarre von Jürgen Fliege] (Wochenpost, 7.9.95, S. 63), *Hollywood ist überall* (Zeit, 2.8.96, S. 18), *Georgetown ist überall* (Zeit, 23.8.96, S. 17); ganz überwiegend Städtenamen, die – wie Ulm – im Textzusammenhang negativ belastet sind. Tröstlicher Weise folgt zur Weihnachtszeit 1993 dann auch: *Bethlehem ist überall* (FAZ, 1993 cosm.).

Früh weitet sich das Klischee aus auf – im jeweiligen Textzusammenhang – negativ konnotierte Territorialnamen anderer Art: *Transsylvanien*

ist überall [Sie wissen: Dracula] (FAZ, 1993 cosm.), *Mururoa ist überall* [Atomwaffenangst] (Tagesspiegel, 13.9.95, S. 27), *Padanien ist überall* [föderaler Egoismus] (Tagesspiegel, 16.9.96, S. 6), *Belgien ist überall* [Artikel über Verbrechen an Kindern] (Berl. Ztg., 16.4.97, S. 4), *Japan ist überall* [Exotische Küche] (Zeit magazin, 18.4.97, S. 54), *Der Osten ist [...] überall* [Überschrift: „Der Osten in uns“] (Zeit, 26.9.86, S. 61), *Die Hölle ist überall* (FAZ, 1993 cosm.), aber zum Trost dann wieder: *Lin-denstraße ist überall* (MM, 4.3.97, S. 27).

Wie Städtenamen begegnen auch Ländernamen jetzt gelegentlich in neutraler oder positiver Konnotation: *Böhmen ist überall* [Böhmen begegnen sich auf der ganzen Welt] (dtv magazin 1997, H. 1, S. 23), *Polen ist überall* [Untertitel: „Leszek Kolankiewicz findet Adam Mickiewicz in Brasilien“] (FAZ, 30.4.97, S. N6).

Zögernd öffnet sich das Klischee dann auch für andere substantivische Belegungen, die aber mehrheitlich semantisch fremdgehen, weil sie – wie schon der Geiler-Text – für tatsächlich nicht-ortsgebundene Entitäten stehen und damit die semantische Ladung des Ursprungkonzepts neutralisieren: *Kunst ist überall* (Zeit, 9.5.86, S. 2), *Schumi ist überall* (SWF3 Sport aus Baden-Baden, 3.10.96), *Taliban ist überall* (Tagesspiegel, 11.12.96, S. 23), *Krieg ist immer und überall* (MM, 8.1.96, S. 32).

Dagegen versperren selbst syntaktische Abwandlungen die semantische Traditionslinie nicht: *Ist etwa Frankfurt überall?* (Spiegel, 20.1.97, S. 172), *Ist Tschernobyl überall?* (Zeit, 23.5.86, S. 9), *Herten ist nicht überall* [gemeint ist die Negativreaktion der Bevölkerung auf das Projekt einer Gefängnis-Psychiatrie] (FAZ, 30.10.96, S. 4),

Dabei ist Frankfurt fast überall (Spiegel, 3.2.97, S. 7), *Nicht überall ist Eimsbüttel* (Spiegel, 5.8.96, S. 115), *Überall ist Mittelalter* (Horst Fuhrmann 1996 [Titel]),

Überall ist Entenhausen (Berl. Ztg., 17.2.97, S. 8), *Heidelberg ist nicht überall* (Zeit, 25.4.86, S. 60), *Frankfurt und Memmingen ist überall, auch in Muggendorf* (Zeit, 5.4.85, S. 15), *Überall ist Chaos* (Zeit, 29.12.89, S. 48).

Weitere Beispiele für Ausgangsformulierungen, die zur Ausbildung einstelliger oder zweistelliger offener Klischees geführt haben, sind z. B.

Alles [Müller] oder was,
[Amerika] den [Amerikanern],
Auferstanden aus [Ruinen],
Ende einer [Dienstfahrt],
Ende der [Geschichte],
Endstation [Sehnsucht],
[Liebe] in den Zeiten der [Cholera],
Ein [Mann] für alle [Fälle],

*Mutter aller [Schlachten],
 [Paris] ist eine [Messe] wert,
 Prinzip [Hoffnung],
 Der real existierende [Sozialismus],
 [Sechzig] Jahre und kein bißchen [weise],
 [Sein] oder Nicht[sein], das ist hier die Frage,
 [Shakespeare] und kein Ende,
 [Spiel] ohne Grenzen,
 Vom [Tellerwäscher] zum [Millionär],
 Warten auf [Godot],
 Wieviel [Erde] braucht der [Mensch],
 Die [Zukunft] hat schon begonnen.*

Die Variationsparameter derartiger Klischees sind genauer charakterisiert in Schmidt (1997). Eine längere Zusammenstellung von „Basisformulierungen“ bietet – mit 49 Positionen – Wilss (1989, S. 170 ff.).

8. Schlussbemerkung

Das Material ist überreich und sollte systematischer eingefahren werden. Offene Klischees bzw. Anspielungsmuster und auch der Grenzbereich der Phraseschablonen müssen kritisch dargestellt und nachgeschlagen werden können und natürlich nicht nur die hier angeführte Teilmenge der Zitatklischees mit überwiegend feststellbarem Ursprung. Ich möchte – noch einmal Otto Jespersen folgend – aus dem Bereich des Formelhaften nichts ausklammern, weil es zitierbar oder nicht zitierbar, grammatisch variabel oder nicht variabel, semantisch noch motiviert oder nicht mehr motiviert, also idiomatisch oder nicht idiomatisch, syntaktisch satzwertig oder nicht satzwertig ist. Vor allem die Sprichwortforschung hat sich mit der Variation geläufiger Formulierungen seit längerem befasst (vgl. Wotjak 1989 und zuletzt Ruef 1995). Mit Hans Ruef meine ich, dass „linguistische Aussagen syntaktischer, semantischer, pragmatischer etc. Art ... den lexikalischen Einheiten quasi hintennach“ (Ruef 1995, S. 9) folgen sollten und nicht im vorhinein Schranken für unser Interesse bilden dürfen. Ähnlich liegen die Versuche von Stephan Stein (1995) und Helmut Feilke (1996), die ebenfalls das Ziel verfolgen, die vorrangige Fixierung mancher Beiträge zur Phraseologieforschung auf ein idiomatisch geprägtes Zentrum zu relativieren.

Dass die Phraseologieforschung mehrheitlich dem Kriterium der Idiomatizität bzw. Figuriertheit der Phrasenbedeutung einen so hohen Rang einräumt (vgl. Fleischer 1982, S. 35–41 sowie 63–67; Burger/Buhofer/Sialm 1982, S. 3; Gréciano 1983, S. 235; Dobrovol'skij 1995, S. 16; 49 u.ö; Palm 1995, S. 9–29, 32) hat sicherlich gute Gründe, die hier auch

nicht in Zweifel gezogen werden sollen. Wer aber an der sprachgeschichtlichen Relevanz von Mehrwortlexemen oder tradierten Formulierungen und ihrer Rolle als Variationsmuster oder Variationsresultate interessiert ist, muss sich in erster Linie am Verhältnis von lexikalischer wie syntagmatischer Stabilität und Variabilität der untersuchten Einheiten orientieren.

Auch die Frage, ob eine Zitatvariation beiläufig entstanden oder mühsam konstruiert wurde, ist zweitrangig. Alle offenen Klischees sind im Unterschied zu manchen Aktualisierungen interpretierbar als Produkte der dritten Art im Sinne Rudi Kellers, nicht kausal, nicht final, entsprungen der Freude am Zitat, dem Spaß am Variieren, Kinder der Lust. Dort, wo die kommunikativen Bedingungen das Sprachspiel verhindern, findet Variation nicht oder nur äußerst eingeschränkt statt. Das gilt für rituelle Formeln unterschiedlicher Art, z. B. für rituelles Sprechen in religiösen Gemeinschaften oder für Signalarufe in lebensbedrohlichen Situationen (*Achtung! / Vorsicht! / Hilfe! / SOS!*). Das gilt aber auch für streng hierarchische bzw. totalitäre Gesellschaftssysteme oder Teilsysteme (z. B. Befehlssituationen beim Militär). Wo die fixierte Reaktion auf den Befehlsempfang „*Zu Befehl!*“ oder „*Jawohl, Herr Leutnant!*“ lautet, kann nicht variiert werden. Wo ein ritueller Grußwechsel die Form „*Seid bereit!*“ / „*Immer bereit!*“ hat (so bei den „Jungen Pionieren“ bis 1990 nach sowjetischem Vorbild in der DDR), wäre jede Variante ein Angriff auf die installierte Disziplin. Die Einübung demokratischer Denk- und Sprachprozesse begünstigt den freien Umgang mit vorgegebenen Formulierungen, autoritär geordnete Umgangsformen hemmen die Variation.

Offene Klischees gehören aber auch zu den wichtigsten Transportmitteln von Literatursprache in die Alltagssprache. Ihre gründlichere Behandlung als Objekte der Linguistik sollte akzeptiert, dominante Beispielreihen sollten von Lexikographen bearbeitet und in Sprachlernprozesse eingeführt werden. Als typische Produkte ihrer Zeit sind sie Facetten der Epochencharakteristik und gehören damit auch unter diesem Aspekt zum Interessenbereich der Sprachgeschichte. Man darf fragen, ob sprachliche Versatzstücke, variable Formulierungsstereotype, offene Klischees auch wieder verschwinden: Ganz sicher ist der Eintritt einer Mode – auch wenn es ein Vorfeld gibt, in dem einschlägige Formulierungen schon begegnen, aber noch nicht modisch sind – leichter zu bestimmen, als ihr Ende. Erschwert wird die Antwort dadurch, dass zumindest die Texte des 19. und 20. Jahrhunderts in großer Zahl noch zum Lesehorizont der Gegenwart gehören und keine Formulierung dieses Lesehorizonts im strengen Sinn „untergegangen“ ist. Möglich ist es aber zweifellos, Frequenzkurven von Formulierungen und Formulierungsklischees zu ermitteln, und darzustellen, in welchem Grad ihr Vorkommen in einem definierten Korpus (und textsortenabhängig) zählbar zunimmt, Schwankungen unterliegt oder

deutlich abnimmt. Ein Beispiel aus der jüngsten Zeit bietet der im November 1995 stürmisch einsetzende Gebrauch der Formel *Bündnis für Arbeit*, der praktisch das ganze Jahr 1996 hindurch ungebrochen anhielt und zahlreiche Varianten entstehen ließ, der aber – politisch bedingt – schon 1997 wieder zurücktritt (vgl. H. Schmidt 1997, S. 44 f.).

Wir müssen im Bereich der Lexik wegkommen von einer Sprachgeschichte, die sich zu oft und zu ausschließlich nur am Wort orientiert. Texte bauen sich nicht einfach aus Worten auf. Zwischen Wort und Satz operiert die tradierte Wortgruppe, die Formel, auch das Klischee. Und am schönsten wäre es, wenn nun das Ganze nicht nur historisch, sondern europäisch vergleichend ausgebaut werden könnte, denn unser Sprachspiel und alle seine ernsten Folgen haben schon seit unserer gemeinsamen lateinischen Vergangenheit nationale Grenzen überwunden. Dank der internationalen Filmindustrie finden Sie heute überall in Europa den 'diskreten Charme der Bourgeoisie', das 'obskure Objekt der Begierde' oder Sie stehen 'Allein gegen die Mafia' in unzähligen einzelsprachlichen Varianten. Was das europäische Latein und unsere gemeinsame literarische [usw.] Vergangenheit noch nicht geschafft haben, befördert nun auch der Film: Es wächst zusammen, was zusammengehört auf dem Weg zu einer gemeinsamen europäischen Formelsprache.

Aber das ist fast schon eine andere Geschichte.

9. Belege

Die Mehrzahl der Belege entstammt eigener Zeitungslektüre, ergänzt durch Hörbelege aus dem Fernsehen und einige literarische Beispiele. Ergänzende Zeitungsbelege, vor allem solche der sechziger, siebziger und achtziger Jahre sind den Korpora des IDS entnommen (Genaueres über die IDS-Korpora bei Doris al-Wadi, COSMAS. Benutzerhandbuch. o. O. u. J. [Mannheim 1994], 257 ff.). Belege mit der zusätzlichen Angabe „cosm.“ und in der Regel auch andere Zeitungsbelege ohne Seitenangabe stammen aus den IDS-Korpora. Für wichtige Ergänzungen habe ich meinen Kolleginnen und Kollegen Susanne Bergmann, Elke Donalies, Dieter Herberg, Gabriele Hoppe, Jacqueline Kubczak, Klaus-Dieter Ludwig, Renate Schmidt, Elke Tellenbach und Ulrike Haß-Zumkehr zu danken. Es werden die üblichen Abkürzungen verwendet: ARD, BR (Bayrischer Rundfunk, 3. Fernsehprogramm), FAZ (Frankfurter Allgemeine Zeitung), FR (Frankfurter Rundschau), MM (Mannheimer Morgen), MTV (Fernsehsender), ND (Neues Deutschland), NZZ (Neue Zürcher Zeitung), SAT1 (Fernsehsender), SWF3 (Südwestfunk, 3. Fernsehprogramm), SZ (Süddeutsche Zeitung), taz (Tageszeitung, Berliner Ausgabe), ZDF usw. Einige zusätzliche Quellen (mit Ausnahme bloßer Titelzitate) sind in das folgende Literaturverzeichnis aufgenommen.

Literatur

- Antos, Gerd (1982): Grundlage einer Theorie des Formulierens. Textherstellung in geschriebener und gesprochener Sprache. Tübingen.
- Blüher, P.M. (ca. 1907): Rechtschreibung der Speisen und Getränke. 5. Aufl. Nordhausen o. J.
- Breuer, Stefan (1995): Anatomie der konservativen Revolution. 2. Aufl. Darmstadt. (1. Aufl. 1993).
- Büchmann, Georg/Urban, Eberhard (1994): Der neue Büchmann. Geflügelte Worte. Niedernhausen.
- Burger, Harald/Buhofer, Annelies/Sialm, Ambros (1982): Handbuch der Phraseologie. Berlin / New York.
- Carstensen, Broder (1971): Spiegel-Wörter, Spiegel-Worte: Zur Sprache eines deutschen Nachrichtenmagazins. München.
- Dobrovol'skij, Dmitrij (1995): Kognitive Aspekte der Idiom-Semantik. Studien zum Thesaurus deutscher Idiome. Tübingen.
- DWB (1936): Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm Bd. XI, 2. Leipzig.
- Eisenberg, Peter (1994): Grundriss der deutschen Grammatik. 3., überarb. Aufl. Stuttgart / Weimar.
- Engel, Ulrich (1991): Deutsche Grammatik. 2., verb. Aufl. Heidelberg.
- Erben, Johannes (1958): Abriss der deutschen Grammatik. Berlin.
- EXIT spezial (1982): Zu Goethes berühmtestem Gedicht. Mainz.
- Faulhaber, Kardinal Michael (1934): Judentum, Christentum, Germanentum. Adventspredigten, gehalten in St. Michael zu München 1933. München.
- Feilke, Helmuth (1996): Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik. Frankfurt/Main.
- Freud, Sigmund (1931): Massenpsychologie und Ich-Analyse. In: Ders., Theoretische Schriften (1911–1925). Wien.
- Goebbels, Joseph (1991): Reden 1932–1945. Hrg. von Helmut Heiber. 2 Bde. Bindlach.
- Gréciano, Gertrud (1983): Forschungen zur Phraseologie. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 11, 2, S. 232–243.
- Hebel, Johann Peter (1990): Die Probe [Kalender des Rheinländischen Hausfreundes auf das Jahr 1814] In: Ders., Sämtliche Schriften. Kritisch hrg. von Adrian Braunbehrens, Gustav Adolf Benrath und Peter Pfaff. Bd. 3. 2. Teil. Karlsruhe.
- Heidolph, Karl Erich/Flämig, Walter/Motsch, Wolfgang (u. a.) (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin.
- Heimpel, Hermann (1960): Kapitulation vor der Geschichte? 3. Aufl. Göttingen. (EA 1956).
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1984): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. 8., neubearb. Aufl. Leipzig.
- Holbein, Ulrich (1996): Sprachlupe. Frankfurt/Main.
- Jespersen, Otto (1924): The Philosophy of Grammar. London / New York.
- Jugend (1901): Münchener illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. Bd. 1 (Nr. 1–26). München/Leipzig.
- Jung, Walter (1980): Grammatik der deutschen Sprache. Neuausgabe. Bearb. von Günter Starke. Leipzig.
- Koller, Werner (1977): Redensarten. Linguistische Aspekte, Vorkommensanalysen, Sprachspiel. Tübingen.

- Land Ober Ost (1917): Das Land Ober Ost. Deutsche Arbeit in den Verwaltungsgebieten Kurland, Litauen und Bialystok-Grodno. Hrg. im Auftrage des Oberbefehlshabers Ost. Bearb. von der Presseabteilung Ober Ost. Stuttgart/Berlin.
- Lawrenz, Birgit (1993): Apposition. Begriffsbestimmung und syntaktischer Status. Tübingen.
- Liller Kriegszeitung (1915): Liller Kriegszeitung. Eine Auslese aus Nummer 1–40. Hrg. von Hauptmann d. L. [Paul Oskar] Hoecker und Rittmeister a.D. Frh. [Georg] von Ompteda. 11.–30. Tsd. Berlin / Leipzig / Wien o. J.
- Loest, Erich (1995): Nikolaikirche. Leipzig.
- Maltzan, Maria Gräfin von (1987): Schläge die Trommel und fürchte dich nicht. Erinnerungen. 8. Aufl. Berlin / Frankfurt am Main.
- Mann, Thomas (1956): Zeit und Werk. Tagebücher, Reden und Schriften zum Zeitgeschehen. Berlin.
- Mann, Thomas (1961): Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde. Berlin. (EA 1947).
- Mann, Thomas (1995): Tagebücher 1953–1955. Hrg. von Inge Jens. 3. verb. Aufl. Frankfurt/Main.
- Marschall, Gottfried R. (1992): Überlegungen zum nachgestellten Adjektiv im Deutschen. In: Valentin, Paul (Hg.) (1992): Rechts von N. Untersuchungen zur Nominalgruppe im Deutschen. Tübingen. S. 71–82.
- Mieder, Wolfgang (1975): Buchtitel als Schlagzeile. In: Sprachspiegel 31, H.1, S. 36–43.
- Palm, Christine (1995): Phraseologie. Eine Einführung. Tübingen.
- Paul, Hermann (1937): Prinzipien der Sprachgeschichte. 5. Aufl., unveränderter Abdruck. Halle.
- Pilz, Klaus Dieter (1981): Phraseologie. Stuttgart.
- Rößler, Elke (1994): Intertextualität in Zeitungstexten – ein Rezeptionsproblem. In: Sommerfeldt, Karl-Ernst (Hg.) (1994): Sprache im Alltag. Beobachtungen zur Sprachkultur. Frankfurt am Main / Berlin / Bern. S. 151–160.
- Ruef, Hans (1995): Sprichwort und Sprache. Am Beispiel des Sprichworts im Schweizerdeutschen. Berlin / New York.
- Schmidt, Hartmut (1989): „Pfingsten, das liebliche Fest“ – Das Volksbuch von Reineke Fuchs, Jugendlektüre Goethes? In: Goethe-Jahrbuch. 106. Bd. Weimar. S. 203–210 [über formelhafte Textähnlichkeiten der Reineke-Fuchs-Tradition].
- Schmidt, Hartmut (1991): Sprachgeschichte zwischen Wort und Text. Über die Notwendigkeit einer historischen Wortkombinationsforschung. In: Sprachwissenschaft in der DDR – Oktober 1989. Vorträge einer Tagung des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft am 31.10. und 1.11.1989. Berlin 1991. (=LS ZISW/A 209), S. 170–186.
- Schmidt, Hartmut (1993): Libertas- und Freiheitskollokationen in Luthers Traktaten ‘Von der Freiheit eines Christenmenschen’ und ‘De libertate christiana’. In: Arbeiten zum Frühneuhochdeutschen. Gerhard Kettmann zum 65. Geburtstag. Hrg. von Rudolf Bentzinger und Norbert Richard Wolf. Würzburg. S. 101–120.
- Schmidt, Hartmut (1995): Wörter im Kontakt. Plädoyer für historische Kollokationsuntersuchungen. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hg.) (1995): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen. S. 127–143.

- Schmidt, Hartmut (1997): Real existierende Formelvariation. In: Konerding, Klaus-Peter/Lehr, Andrea (Hg.) (1997): *Linguistische Theorie und lexikographische Praxis. Symposiumsvorträge, Heidelberg 1996*. Tübingen. S. 33–50 (= *Lexicographica, Series Maior* 82).
- Schmidt, Hartmut (1998): 'An mein Volk'. Sprachliche Mittel monarchischer Appelle. In: Cherubim, Dieter/Grosse, Siegfried/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1998): *Deutsche Sprachgeschichte im 19. Jahrhundert*. Berlin (im Druck).
- Sereny, Gitta (1997): Albert Speer. Das Ringen mit der Wahrheit und das deutsche Trauma. München 1997. (deutsche EA: 1995).
- Stein, Stephan (1995): Formelhafte Sprache. Untersuchungen zu ihren pragmatischen und kognitiven Funktionen im gegenwärtigen Deutsch. Frankfurt/Main.
- Steyer, Kathrin (1997): Reformulierungen. Sprachliche Relationen zwischen Äußerungen und Texten im öffentlichen Diskurs. Tübingen. (= *Studien zur deutschen Sprache* 7).
- Teubert, Wolfgang (1979): Valenz des Substantivs. Attributive Ergänzungen und Angaben. Düsseldorf.
- Toman-Banke, Monika (1996): Die Wahlslogans der Bundestagswahlen 1949–1994. Wiesbaden.
- Valentin, Paul (Hg.) (1992): Rechts von N. Untersuchungen zur Nominalgruppe im Deutschen. Tübingen.
- Welzig, Werner (1996): „Wörterbuch der Fackel“. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*. Bd. XL, Stuttgart. S. 505–522.
- Werner-Kautzsch [= Ernst Dietze] (1927): *Hofgeschichten aus der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II.* 2. Aufl. Berlin-Lankwitz.
- Wilss, Wolfram (1989): Anspielungen. Zur Manifestation von Kreativität und Routine in der Sprachverwendung. Tübingen.
- Wotjak, Barbara (1989): Der Gag heiligt die Mittel? Modifikation und Vernetzungen von Sprichwörtern im Text. In: *Sprachpflege. Zeitschrift für gutes Deutsch*. 38, S. 125–129.
- Zimmer, Dieter E (1997): *Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber*. Reinbeck.